



Hugo Müller (1910–1944)

Eine Biografie eines Linzer Kommunisten und Widerstandskämpfers

FLORIAN SCHWANNINGER

Obwohl der Name Bernaschek in Linz (und darüber hinaus) bekannt und auch in Form von Verkehrsflächenbenennungen präsent ist, dürfte das Wissen über die Familie höchst überschaubar sein. Mehrere weibliche und männliche Familienmitglieder spielten in der Linzer Arbeiterbewegung eine wichtige Rolle, auch im Kampf gegen das NS-Regime. Am Linzer Urnenhain befindet sich ein Grab, auf dessen Steinen mehrere Familienangehörige angeführt werden. Außerhalb der Familie ist dieses Grab so gut wie unbekannt und nur aufgrund des privaten Engagements eines Nachkommens noch erhalten. In der Linzer Erinnerungskultur spielt dieses Grabmal bis heute keine Rolle.

Die Inschrift des Grabsteins erwähnt Willy Müller, Wenzel Bernasek (die Schreibweisen des Namens Bernaschek weichen voneinander ab), Antonie Bernasek (Wenzel und Antonie waren die Eltern von Richard, Ludwig,¹ Margarete und Aurelia Bernaschek), Margarete Bernasek, Aurelia Müller (geb. Bernaschek) und Ella Leschanz (Tochter von Richard Bernaschek), auf einer daneben angebrachten Steintafel befinden sich die Namen von Richard Bernaschek und Hugo Müller. Im Unterschied zu den Familienmitgliedern, die auf dem Grabstein angeführt werden, dürften sich mit größter Wahrscheinlichkeit keine sterblichen Überreste bzw. keine Asche von Richard Bernaschek und Hugo Müller im Grab befinden. Bernaschek wurde am 18. April 1945 im KZ Mauthausen ermordet, sein Schicksal ist zumindest einer interessierten Öffentlichkeit bekannt. Hugo Müller fiel nach derzeitigem Kenntnisstand am 23. November 1944 in der Südsteiermark im Gefecht mit der SS. Doch wer war Hugo Müller? Der vorliegende Beitrag gibt einen Überblick über die lange Zeit nur im familiären Kreis bekannte Lebensgeschichte.

Hugo Müller wurde am 30. Oktober 1910 in Linz geboren. Seine Mutter Au-

relia Müller war eine Schwester von Richard und Ludwig Bernaschek. Hugo hatte noch zwei ältere Geschwister: Margarethe und Wilhelm (Willy). Im Gegensatz zu seinem Bruder Wilhelm war Hugo als Kind eher kränklich, er galt als „Sorgenkind“. Wilhelm stach durch besondere sportliche Leistungen im Arbeiter-Turnverein Linz hervor. Er verstarb jedoch schon im Jahr 1929 an Diabetes.

Die Familie war fest in der Arbeiterbewegung verankert. Die Mutter Aurelia war wie ihre Brüder in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) aktiv, fungierte als Betriebsrätin in der Tabakfabrik, bekleidete verschiedene Ämter und Funktionen. Hugos Bruder Wilhelm, ein Gewerbeschüler, betätigte sich in führender Position bei den Sozialistischen Mittelschülern. Auch die Schwester Margarethe Müller, eine Lehrerin, war in der Sozialdemokratie aktiv.

Hugo Müller betätigte sich ebenfalls früh in der Arbeiterbewegung und war ab 1930 Mitglied der SDAP und des Schutzbunds. Obwohl er als Kind eher kränklich war, entwickelte sich Hugo zu einem eifrigen Sportler. Als Mitglied des Arbeiterschwimmvereins gewann er zahlreiche Auszeichnungen und Preise. Darüber hinaus war er ein begeisterter Bergsteiger, Mitglied des *Touristenvereins* „Die Naturfreunde“ und unternahm oft Touren ins Gebirge. Beruflich war Müller nach einer Lehre als Buchbinder als Hilfsarbeiter in der Linzer Tabakfabrik tätig.

Februarkämpfer und sowjetisches Exil

Eine zentrale Rolle beim Ausbruch der Februarkämpfe spielte Hugo Müllers Onkel, Richard Bernaschek – Parteisekretär der SDAP in Oberösterreich und Landesleiter des Schutzbundes. Wie aus den Polizei- und Gerichtsunterlagen ersichtlich wird, dürfte Müller an den Auseinandersetzungen um den Linzer Wirtschaftshof und die benachbarte Feuerwehrschule beteiligt gewesen sein. Jen-

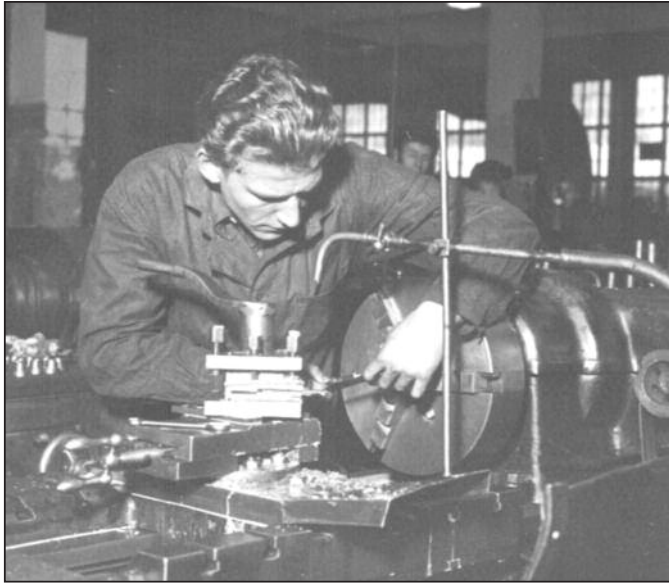
seits von Aussagen gegenüber der Polizei ist kein Bericht von Hugo Müller bekannt bzw. erhalten, welche Funktion und Aufgaben er im Schutzbund und konkret am 12. Februar hatte.²

Unter den im Umfeld des Wirtschaftshofs gefangenen Schutzbündlern war auch Hugo Müller. Er wurde für die ersten Tage in der Schlosskaserne festgehalten und dann in der Steingasse. Die Enthftung erfolgte am 5. März 1934. Während der Haft war Hugo Müller aus der Tabakfabrik entlassen worden.³

Hugo Müller flüchtete vor der Gerichtsverhandlung in die Tschechoslowakei. Die Situation für die in die ČSR geflüchteten Schutzbündler war schwierig. Sie erhielten keine Arbeitsgenehmigung und aus westlichen Ländern kamen kaum Angebote zur Aufnahme. Die tschechische Sozialdemokratie als Gastgeber empfand die Aufenthalts- und Unterbringungskosten zunehmend als große Belastung. Hinzu kamen vermehrt politische Konflikte, da viele Schutzbündler mittlerweile Mitglieder der Kommunistischen Partei geworden waren oder mit ihr sympathisierten. Sie wurden in der Folge von der tschechischen sozialdemokratischen Führung aus den Emigrantenzuglagern ausgeschlossen.⁴ Müller war seit 1933 oder 1934 Mitglied der KPÖ – die Angaben variieren hierzu.

Hugo Müller fuhr am 4. Juni 1934 mit dem zweiten Schutzbundtransport aus der ČSR in die Sowjetunion.⁵ Die ÖsterreicherInnen in der UdSSR wurden allgemein schnell in den Arbeitsprozess integriert, vor allem in der metallverarbeitenden Industrie.⁶ Müller konnte in den Jahren 1934 bis 1936 eine Lehre als Dreher absolvieren und er besuchte die Abendschule an der *Kommunistischen Universität der nationalen Minderheiten des Westens* (KUNMZ).⁷

Schon relativ früh durften die Frauen der Schutzbündler nachkommen. Hugo Müllers Freundin Hildegard Brenner folgte ihm 1935 nach. Hilde Brenner und



Hugo Müller an der Werkbank

Hugo Müller hatten sich im Schwimmverein in Linz kennengelernt. Hilde war allgemein sportlich aktiv, beispielsweise fuhr sie auch Schi. Am 4. Juli 1936 heirateten sie schließlich in Moskau.

Auch in der Sowjetunion war Hugo Müller wieder sportlich aktiv. Sein Tourenbuch aus dieser Zeit verzeichnet Besteigungen im Kaukasus, unter anderem war er 1936 am Dschan-Tugan im Tal von Adyl-Su und am Elbrus. Außerdem trainierte er die Faust- und Handballmannschaft der Komsomolzinnen – der weiblichen Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbands (Komsomol) – des E-Werks „Mosengro“. Müller leitete auch die Schwimmgruppe der Schutzbündler. Obwohl die österreichischen Emigranten auch in manchen anderen Sportarten wie z.B. im Fußball vielen einheimischen Mannschaften überlegen waren, so leisteten sie in der Sowjetunion vor allem auf dem Gebiet der Alpinistik und der Etablierung einer entsprechenden Ausbildung Pionierarbeit.⁸

Im Spanischen Bürgerkrieg

Nach dem Aufstand der Militärs unter General Franco gegen die spanische Volksfrontregierung wurden am 22. Oktober 1936 die Internationalen Brigaden gegründet. In den Erinnerungen verschiedener ehemaliger Freiwilliger wird Hugo Müller (Deckname in Spanien: Adolf Fischer), der Anfang November 1936 in Spanien ankam, als eine der zentralen österreichischen Figuren erwähnt. Müller diente in der ersten Zeit in der XIII. Internationalen Brigade im legendären Tschapajew-Bataillon. Es war nach einem Volkshelden der russischen Revolution benannt und umfasste rund 20 Nationen. Das Mitte Oktober 1936

aufgestellte Bataillon befand sich acht Monate lang „äußersten Strapazen an den vordersten Frontlinien ohne nennenswerte Ruhepausen ausgesetzt“. Ende Dezember 1936 erhielt das Bataillon in der ersten Schlacht um Teruel seine Feuertaufe.

Die meisten Österreicher im Tschapajew-Bataillon kämpften in der Maschinengewehrkompanie. Einige von ihnen wurden

mit führenden Aufgaben betraut, wie z.B. der aus Stadl-Paura stammende Heinrich Fritz als Politikommissar.

Die Kämpfe im Winter 1936/37 um die Bergstadt Teruel forderten hohe Verluste. Hier wurde etwa der Wiener Franz Luda, der Fahnenträger des Bataillons, so schwer verwundet, dass ihm beide Beine amputiert werden mussten.⁹ Hilde Müller betreute ihn später in Moskau und er passte wiederum auf die Kinder der emigrierten Schutzbündler im Haus Worotnikowski pereulok 7/9 auf.¹⁰

Als im Februar 1937 Malaga von den Franco-Truppen erobert wurde, verlegte man das Bataillon „Tschapajew“ in den Süden Spaniens. Es erhielt u. a. den Befehl, die Gebirgsketten zu sichern und den Durchbruch der Franquisten zu verhindern. Der Kampf erfolgte nun unter schwierigen Gebirgsverhältnissen in eisigem Klima. Von der Sierra Nevada ging es im März 1937 an die Córdobafront, wo auch ein Angriff Francos drohte. Wieder kämpfte das Bataillon im Gebirge und war oftmals schutzlos den zahlreichen Luftangriffen deutscher Junkersmaschinen ausgesetzt. Mit Wirkung vom 10. Mai 1937 wurde Hugo Müller vom Unterleutnant zum Leutnant befördert. Der nächste Einsatz des Bataillons erfolgte im Rahmen der Brunete-Offensive im Juli 1937, einer Entlastungs-offensive, die von der Republik zugunsten des schwer bedrängten Baskenlands erfolgte. Das Bataillon musste wiederum schwere Verluste verzeichnen.¹¹

Im Juni 1937 erfolgte die Gründung eines mehrheitlich aus Österreichern bestehenden Bataillons. Es war das 4. Bataillon der hauptsächlich deutschsprachigen XI. Internationalen Brigade. Die Namensgebung „12. Februar 1934“ er-

folgte Anfang Juli 1937, kurz vor der Brunete-Offensive, im Rahmen derer dann auch der erste Einsatz erfolgte. Der Kommandant der Maschinengewehrkompanie war Hugo Müller.¹² Am 2. September 1937 wurde Müller ausgebürgert, jedoch findet sich im entsprechenden Schreiben der Bundespolizeidirektion Linz kein Hinweis, dass die Behörden von seinem Aufenthalt in Spanien wussten. Als Grund für die Ausbürgerung wurde seine Flucht bzw. Emigration in die Sowjetunion angegeben.¹³

Das Bataillon kämpfte in der Folge in Aragonien bei einer Offensive Richtung Zaragoza, danach kam es im Winter 1937/38 bei Teruel zum Einsatz, wo es schwere Verluste erleiden musste. Zu dieser Zeit – am 20. Februar 1938 – scheint Hugo Müller im Rang eines „Kapitäns“ (bzw. Spanisch „Capitán“) auf, was einem Hauptmann entsprochen haben dürfte.¹⁴ Unter weiteren Verlusten zog sich das Bataillon im März und April 1938 mit den Resten der Volksarmee auf das nördliche Ebroufer zurück. Francos Truppen hatten mit ihrer Offensive die Mittelmeerküste erreicht und das Gebiet der Republik in zwei Teile gespalten.

Hugo Müller wurde in dieser Zeit Chef eines der ersten SMG-Bataillone – Einheiten, die schwerpunktmäßig mit schweren Maschinengewehren ausgerüstet waren.¹⁵ Dieses Spezialbataillon – de facto eine schnelle Eingreiftruppe – der 35. Division der republikanischen Armee wurde ab 1. Mai 1938 gebildet und umfasste unter seinem Bataillonskommandanten Hugo Müller 215 internationale Freiwillige, vorwiegend Österreicher, Deutsche und Polen.¹⁶ Bald danach avancierte Hugo Müller zum Major. Wie aus verschiedenen Berichten von ehemaligen Kameraden Hugo Müllers hervorgeht, dürfte er allgemein das Vertrauen seiner Vorgesetzten, Mitkämpfer und Untergebenen genossen haben. Eine Charakteristik, die nach der Niederlage gegen Francos Truppen von einem Mitarbeiter der Komintern wie über alle deutschsprachigen Freiwilligen auch über Hugo Müller erstellt wurde, beschreibt diesen wie folgt: „Österreicher, zuletzt Chef des Spezial-Batl. der Division, sehr mutiger verlässlicher Chef, sehr umsichtig, wurde anlässlich der letzten Operation zum Major ernannt [...]. Ist bei theoretischer-militärischer Schulung sehrentwicklungsfähig! Sehr temperamentvoll, spart nicht mit kräftigen Aussprüchen. Politisch fest und überzeugt fehlt jedoch politische Schulung, hohe Moral.“¹⁷

Das Spezialbataillon nahm auch an der Ebroschlacht teil, die in der Nacht von 24. auf 25. Juli 1938 begann. Seit April 1938 war das von der Republik gehaltene Gebiet in zwei Teile zerrissen, der Großangriff am Ebro war ihr letzter Versuch, das Blatt zu wenden. Die Offensive scheiterte jedoch unter großen Verlusten – auch zahlreiche österreichische Interbrigadisten fielen – und die Spanische Republik taumelte ihrer Niederlage entgegen.

In Moskau war die Situation für Hilde Müller währenddessen nicht einfach. Nicht wenige Schutzbündler und ihre Familien waren aufgrund von Denunziationen und Verdächtigungen Repressionen ausgesetzt, etliche wurden auch zu Haft und Lagerstrafen oder gar zum Tode verurteilt. So trafen die Verfolgungen im Jahr 1937 das befreundete Ehepaar Franz und Ella Leschanz – letztere war die Tochter von Richard Bernaschek und eine Cousine von Hugo Müller. Das Ehepaar Leschanz wohnte wie die Müllers im „Schutzbundhaus“ mit der Adresse Worotnikowski pereulok 7/9. Franz Leschanz wurde aufgrund von Verleumdungen und Streitigkeiten mit Arbeitskollegen verhaftet, wegen „Spionage“ und „faschistischer Agitation“ zum Tod verurteilt und am 10. August 1938 in der Nähe von Moskau hingerichtet. Ella Leschanz kehrte im Mai 1939 freiwillig in die nunmehrige „Ostmark“ zurück.¹⁸ Das Ehepaar Müller dürfte hingegen keinen Verdächtigungen ausgesetzt gewesen sein, Hilde Müllers Name taucht jedoch im Brief einer Denunziantin auf, deren Mann selber in Haft war.¹⁹

Mit ihrem Mann in Spanien stand Hilde Müller während dieser Zeit zumindest in postalischem Kontakt, erhalten gebliebene Postkarten im Familienbesitz zeugen davon. Der Briefverkehr aus Spanien mit Angehörigen in Österreich war hingegen nur unter erschwerten bzw. konspirativen Bedingungen mittels Deckadressen in Drittländern möglich.

In der Nacht auf 24. September 1938 wurden die Interbrigaden überraschend von der Front zurückgezogen. Es war der erfolglose Versuch der Republik, durch einen diplomatischen Schachzug Franco zum Verzicht auf die Hilfe durch Italien und Deutschland zu zwingen. Rund einen Monat nach dem Beginn von Francos Offensive gegen Katalonien Ende Dezember 1938 wurden die verbliebenen Freiwilligen aufgerufen, sich für einen weiteren, nicht unumstrittenen Einsatz zum Schutz Barcelonas zu melden.²⁰ Befehligt wurden die Österreicher im „zweiten Einsatz“ von Hugo Müller.²¹

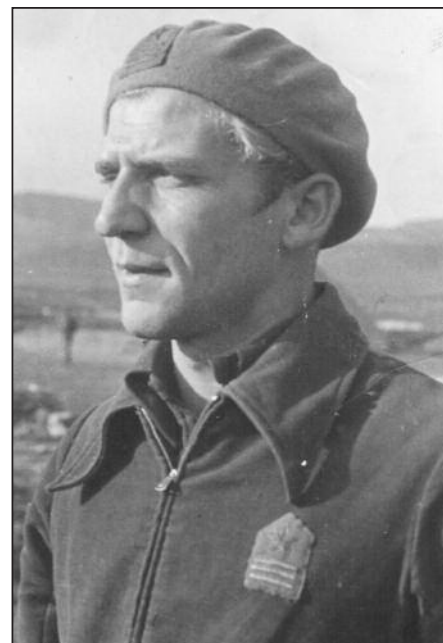
Der Vormarsch der Franquisten konnte insgesamt nur etwas verzögert werden. Am 9. Februar 1939 zogen sich die letzten Österreicher mit den Resten der geschlagenen Armee und einem Flüchtlingsstrom über die Grenze nach Frankreich zurück, wo sie alle eine „demütigende, ja niederträchtige Behandlung“ über sich ergehen lassen mussten und in Internierungslager geperft wurden.²²

Rückkehr in die Sowjetunion

Hugo Müller konnte im April oder Mai 1939 in die Sowjetunion zurückkehren. Der Weg führte von Le Havre nach Leningrad.²³ Nach der Rückkehr nach Moskau war Hugo Müller in einem Kugellagerwerk als Dreher tätig. Im Sommer 1939 übte er die Funktion eines Alpintrainers im Kaukasus aus.²⁴ Am 21. Oktober 1939 wurde Hugo Müller das Abzeichen „Alpinist der UdSSR“ durch das Allunionskomitee für Körperkultur und Sport beim Rat der Volkskommissare verliehen. Er dürfte auch während des Sommers 1940 im Alpinlager Adyl-Su tätig gewesen sein. In Müllers Tourenbuch finden sich aus dieser Zeit Einträge über Besteigungen von verschiedenen Gipfeln im Gebiet rund um das Adyl-Su-Tal.²⁵

Am 14. September 1940 wurde Hilde und Hugo Müllers Sohn Peter in Moskau geboren. Der jungen Familie Müller war jedoch nur eine kurze gemeinsame Zeit vergönnt. Mit dem Überfall der deutschen Truppen auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 und dem Näherrücken der Front begannen auch die Evakuierungen von EmigrantInnen aus Moskau. Nach schweren Niederlagen der Roten Armee ergriff eine Fluchtbewegung Moskau, die panikartige Dimensionen annahm. In dieser Zeit wurden fast alle emigrierten Personen aus Moskau evakuiert. Erst nach dem Sieg der Roten Armee in der Schlacht um Moskau – der ersten großen Niederlage der deutschen Wehrmacht – und der Abwendung der unmittelbaren Gefahr, kehrten ab März 1942 wieder erste, auch österreichische EmigrantInnen, in die Hauptstadt zurück. Wie auch etliche andere ÖsterreicherInnen wurden Hilde Müller und ihr Sohn Peter nach Kirgisien evakuiert. Dort waren die Lebensbedingungen für die Evakuierten nicht einfach und der kleine Peter überlebte nur mit Mühe.

In deutsche Hände zu fallen war für deutsche und österreichische EmigrantInnen höchst gefährlich. Wie beim Überfall auf Polen gab es vorgefertigte Listen mit Menschen, die in der Sowjet-



Hugo Müller in Spanien an der Front im Dezember 1937

union zu verhaften bzw. zu beseitigen wären. So findet sich auf der „Sonderfahndungsliste UdSSR“ unter Position 316 folgende Angabe: „Müller, Hugo, 30.10.10 Linz, Dreher, RSHA IV A1“. Das Referat A1 des Amts IV (zuvor „Geheimes Staatspolizeiamt“) des Reichssicherheitshauptamts war jene Abteilung, die für die „Kommunismus, Marxismus und Nebenorganisationen, Kriegsverbrechen, illegale und Feindpropaganda“ zuständig war. Die in der Liste geführten Personen sollten verhaftet, als Informationsquellen oder „umgedrehte Agenten“ genutzt und gegebenenfalls ins Reich transportiert oder auch hingerichtet werden.²⁷

Einsatz als Fallschirmkundschafter

Über die genaue Tätigkeit von Hugo Müller in der ersten Zeit nach dem deutschen Angriff ist wenig bekannt. Viele EmigrantInnen meldeten sich freiwillig zur Roten Armee. Hugo Müller scheint in einer „Liste der Österreicher in der Kompanie der Sonderbrigaden der Sowjetarmee“ auf.²⁸ Neun Angehörige des österreichischen Zugs sollten für „Spezialaufgaben“ eingesetzt, also zu Funk- und Fallschirmagenten ausgebildet werden. Es waren dies Franz Berger, Hugo Müller, Theodor Rakwetz, Albin Mayr, Lorenz Mraz, Leopold Stancl, Anton Barak, Wilhelm Wagner und Franz Löschl.

Die Rote Armee unterhielt in der Nähe von Moskau einige Schulungseinrichtungen und Trainingscamps, die jedoch aufgrund des bedrohlichen Vormarschs der Deutschen im Oktober 1941 nach Kuibyschew (heute Samara) verlegt wurden.²⁹



Eine Gruppe in einem Bergsteigerlager im Kaukasus, 2. v. r.: Hugo Müller

Es ist wahrscheinlich, dass auch Hugo Müller dort die Ausbildung durchlief. Einem Brief vom 20. Dezember 1941 an seine Frau ist zu entnehmen, dass Hugo Müller zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in Moskau war. Es sind jedoch keine Ortsangaben enthalten, weder von Hugo Müller noch von seiner Frau. Im Jänner und/oder Anfang Februar 1942 dürfte es zu einem letzten Zusammentreffen mit Hilde und Sohn Peter gekommen sein.

Im einem Brief vom 13. April 1942 deutet Hugo Müller an, dass das Warten auf den Einsatz bald ein Ende haben dürfte. Der letzte erhaltene Brief an seine Frau, datiert auf den 18. Mai 1942, zeigt sehr deutlich, dass Hugo Müller bewusst war, mit welchem Risiko sein Einsatz verbunden war: „[...] Wegen Dir ist alles geregelt. Du bekommst das Geld alle Monate mit der Post, schicken kann ich Dir leider nichts, weil keine Pakete angenommen werden. Friedl [Fürnberg] hat das durch die Komintern organisiert. [...] Nun zu mir. Fahre heute fort, wann ich komme, weiß ich nicht, hoffe aber, daß ich bestimmt wieder komme, aber passieren kann allerlei, das weißt Du selbst, aber warum Dir und mir das Herz schwer machen. Paß auf Peterl recht gut auf und auch auf Dich [...]. Ausführlich kann ich Dir nicht mehr schreiben weil man auf mich wartet und dann gehts fort. Nochmals die herzlichsten Grüße und Küsse Dir und Peterl von Dein Hugo. Erzähle Peterl recht viel von mir.“³⁰

Über Hugo Müllers folgende Einsätze ist wenig Konkretes bekannt. „Nach Ausbruch des Krieges mit Rußland organisierte er Partisanengruppen [...]“,

schrrieb seine Frau Hilde in ihrem Ansuchen um Zuerkennung einer Hinterbliebenenrente im Jahr 1947.³¹ Laut ihrem Sohn Peter habe sie ihm nichts über die Einsatzorte und Aufträge des Vaters berichtet. Es ist davon auszugehen, dass auch Hilde Müller über keine genaueren Informationen zu den Einsätzen ihres Mannes verfügte. Der letzte erhaltene Brief stammt vom Tag des Einsatzbeginns und es ist kaum anzunehmen, dass es bei den Einsätzen als Fallschirmagent, Partisan bzw. Kundschafter möglich war, mit den Familien zu kommunizieren. Aufschluss über Aufträge und Einsätze könnte eventuell der Zugang zu sowjetischen bzw. russischen Militärakten geben. Im Bestand des Exekutivkomitees der Komintern im *Russischen Staatsarchivs für Sozial- und Politikgeschichte* (RGASPI) befinden sich Akten zu Hilde und Hugo Müller. Sie beinhalten jedoch keinen Todesort und -zeitpunkt Hugo Müllers. Im Akt seiner Frau Hilde wurde vermerkt, dass ihr Mann bei einem Sondereinsatz starb und „großen Mut bewies“.³²

„Kampfgruppe Steiermark“

Hugo Müller war den vorliegenden Informationen und Dokumenten zufolge Teil der *Kampfgruppe Avantgarde*, später *ÖFF Kampfgruppe Steiermark* bzw. landläufig „Koralmpartisanen“ genannt. Diese Gruppe bestand vor allem aus erfahrenen Spanienkämpfern, die zum Teil schon ab 1941 als Partisanen in der Sowjetunion aktiv gewesen waren.³³ Die Entscheidung, eine Gruppe von bewaffneten Widerstandskämpfern direkt auf

österreichisches Gebiet zu schleusen, fiel im Gefolge der „Moskauer Deklaration“ der Alliierten vom 30. Oktober 1943. Nun stand fest, dass Österreich wiederhergestellt werden sollte, es wurde jedoch auch auf die Mitverantwortung verwiesen und ein eigener Beitrag zur Befreiung gefordert. Dem Widerstand wurde damit ein größeres Gewicht verliehen und er konnte auf eine „staatspolitische, generalisierte Ebene“ gehoben werden. Die definitive Entscheidung für eine österreichische Partisanengruppe fiel vermutlich Ende 1943 in Moskau. Freiwillige wurden daraufhin in der Nähe von Moskau in Ausbildungslagern gesammelt.³⁴ Die Gruppe hatte sowohl politische wie auch militärische Zielsetzungen. Zum einen sollte die Bevölkerung für die *Österreichische Freiheitsfront* (ÖFF) gewonnen werden, die Ende 1943 im Sinne der Volksfrontorientierung geschaffen worden war. Zum anderen wollte man durch Angriffe und Sabotageakte das deutsche Kriegspotenzial schwächen bzw. Kräfte binden.

Am 23. November 1944 kam es auf dem Bauernhof Puschnik in der Ortschaft Rothwein (heute Gemeinde Eibiswald im Bezirk Deutschlandsberg) zu einem heftigen Gefecht. Die Zahl und die Namen der Toten und Verletzten variieren erheblich bzw. sind sie teilweise unklar. Gesichert ist, dass von der „Kampfgruppe Steiermark“ Josef Spanner und Heinrich Zartl verwundet wurden, letzterer so schwer, dass er bald darauf seinen Verletzungen erlag. Ebenso wird ein russisches Mitglied mit dem Vornamen Wassja in verschiedenen Quellen als Todesopfer des Gefechts genannt.³⁵ Wie Hans Griebaum und Josef Spanner im Jahr 1948 gegenüber dem Landesgericht Linz-Nord in Urfahr angaben, fiel in diesem Gefecht auch Hugo Müller und zwar „durch Infanteriegeschöße aus einem MG.“³⁶ Griebaum und Spanner kannten Müller schon aus Spanien, absolvierten in der Sowjetunion ihre Ausbildung zum Fallschirmagenten und waren von Beginn an Mitglieder der *Kampfgruppe Avantgarde*. Müller wird in den anderen derzeit vorliegenden Dokumenten und Berichten zur Kampfgruppe nicht mit seinem richtigen Namen genannt, es ist aber zu vermuten, dass er unter einer anderen Identität – er war immerhin sowjetischer Major – in den Einsatz ging. Ob es sich bei dem von einem lokalen Zeitzeugen sowie von einem Mitkämpfer erwähnten gefallenem „Kommissar“ um Müller handelte, kann derzeit nicht bestätigt werden. Die An-

gaben über die Namen und die Zahl der Gefallenen des 23. November 1944 weichen erheblich voneinander ab, was sicherlich den Umständen des Überfalls und des hektischen Rückzugs geschuldet sein dürfte. Weitere Kenntnisse zur „Kampfgruppe Avantgarde“ bzw. „Kampfgruppe Steiermark“, die über die derzeit vorhandenen Quellen hinausgehen, könnten sowjetische und eventuell auch slowenische Militärakten bringen.

Zwischen Anerkennung, Vergessen und Erinnern

Hilde Müller und ihr Sohn Peter kehrten 1946 wieder nach Linz zurück. Ab 1947 arbeitete sie als Köchin im Kindergarten der Tabakfabrik. Am 14. Mai 1948 wurde sie als „Hinterbliebene eines Opfers des Kampfes um ein demokratisches, freies Österreich anerkannt“. Auch ihr Sohn Peter erhielt die entsprechende Amtsbescheinigung. Die 1937 erfolgte Ausbürgerung von Hugo Müller war bereits 1945 widerrufen worden.³⁷

Peter Müller absolvierte nach dem Schulbesuch eine Schlosserlehre in der Linzer VÖEST, später auch die Meisterschule. Wie sein Vater wurde Peter Müller ein besonders aktiver Sportler und auch Bergsteiger.³⁸ Hilde Müller war nach ihrer Heimkehr nach Österreich selbst nicht politisch aktiv. Sie hatte aber ein gutes Verhältnis zu ehemaligen Mitkämpfern und Kameraden ihres Mannes. Hilde Müller war auch bis zu ihrem Lebensende Mitglied des KZ-Verbands.

Hugo Müllers Name wurde zwar in den Nachkriegsjahrzehnten in verschiedenen Publikationen zum Spanischen Bürgerkrieg und zum österreichischen Widerstand genannt, jedoch mit sehr vagen, spärlichen und unvollständigen Informationen zu seinem Leben. Vor allem die Angaben zu seinem Schicksal nach dem Spanischen Bürgerkrieg wichen oft stark voneinander ab. Öffentliche Würdigung erfuhren Hugo Müller bzw. seine Hinterbliebenen erst relativ spät. Hilde Müller durfte in den 1970ern das ihrem Mann posthum verliehene „Ehrenzeichen für Verdienste um die Befreiung Österreichs“ entgegennehmen. Zur Benennung von Verkehrsflächen oder anderen Formen des öffentlichen Gedenkens kam es jedoch nicht. Ob es überhaupt entsprechende Versuche gab, ist nicht bekannt.

Zu einer Würdigung Hugo Müllers im öffentlichen Raum – abgesehen von einer Tafel am Grab der Familie Bernaschek – kam es erst im Jahr 2002, als auf Initiative des KZ-Verbands/VdA Ober-

österreich eine Gedenktafel am Verwaltungsgebäude der Linzer Tabakfabrik angebracht wurde. Sie nennt die Namen von Hugo Müller sowie von vier Arbeitern der Tabakfabrik, die im Jahr 1945 im KZ Mauthausen ermordet wurden. 2022 wurde im Innenhof der Tabakfabrik ein weiteres Erinnerungszeichen für die fünf Arbeiter angebracht. Der Text bietet kurze Informationen zu ihren Biografien und ihrer Widerstandstätigkeit.

Florian Schwanninger: Hugo Müller. Biographie eines Widerstandskämpfers. Linz: Landesverband Oberösterreich der AntifaschistInnen, WiderstandskämpferInnen und Opfer des Faschismus (KZ-Verband/VdA OÖ) 2017, 52 S.

Anmerkungen:

- 1/ Ludwig Bernaschek war nach 1945 führender Politiker der SPÖ in Oberösterreich und von 1945 bis 1969 Landeshauptmann-Stellvertreter.
- 2/ Oberösterreichisches Landesarchiv (OÖLA), Politische Gerichtsakten, LG Linz, Sondergerichte, Kt. 946, 6 Vr 3 192/34, 3192–3207/34.
- 3/ OÖLA, Amt der Landesregierung seit 1945, Opferfürsorge, Kt. 184, 289–1981.
- 4/ Österreicher im Exil. Sowjetunion 1934–1945. Eine Dokumentation, hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Wien 1999, S. 17.
- 5/ Charlotte Rombach: Österreicher in der Roten Armee 1941–1945. Wien 2015, S. 81.
- 6/ Österreicher im Exil. Sowjetunion, S. 19.
- 7/ Rombach: Österreicher, S. 81.
- 8/ Barry McLoughlin/Hans Schafranek/Walter Szevera: Aufbruch – Hoffnung – Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925–1945. Wien 1997, S. 238.
- 9/ Österreicher im Spanischen Bürgerkrieg. Interbrigadisten berichten über ihre Erlebnisse 1936 bis 1945, hg. von Vereinigung österreichischer Freiwilliger in der Spanischen Republik 1936 bis 1939 und Freunde des demokratischen Spanien. Wien 1986, S. 91–94.
- 10/ Gespräch mit Peter Müller am 27.10.2017.
- 11/ Österreicher im Spanischen Bürgerkrieg, S. 101 und 151–154.
- 12/ Ebd., S. 144.
- 13/ Archiv der Stadt Linz, NL Peter Kammerstätter, Kt. 92, BPD Linz an BKA, Generaldirektion für die öffentliche Sicherheit, 9.10.1937.
- 14/ DÖW/Spanienarchiv, Dossier Hugo Müller.
- 15/ Österreicher im Spanischen Bürgerkrieg, S. 66.
- 16/ Hans Landauer: Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936–1939. Wien 2003, S. 26.
- 17/ DÖW/Spanienarchiv, Dossier Hugo Müller.
- 18/ www.doew.at/erinnern/biographien/oesterreichische-stalin-opfer-bis-1945/stalin-opfer-l/leschanz-franz [1.6.2023].
- 19/ Österreicher im Exil. Sowjetunion, S. 262.
- 20/ Landauer: Lexikon, S. 26.



Hilde Brenner und Hugo Müller in Moskau im Mai 1936

21/ Lisl Rizy/Willi Weinert: Bin ich ein guter Soldat und Genosse gewesen? Österreichische Kommunisten im Spanischen Bürgerkrieg und danach. Wien 2008, S. 43.

22/ Landauer: Lexikon, S. 29f.

23/ Hans Schafranek: Im Hinterland des Feindes: Sowjetische Fallschirmagenten im Deutschen Reich 1942–1944, in: Jahrbuch 1996, hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Wien 1996, S. 10–40, hier S. 19.

24/ Josef Vogl: Spionage am Pik Stalin, in: Jahrbuch 2016, hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Wien 2016, S. 285–316, hier S. 306.

25/ Sowjetisches Tourenbuch von Hugo Müller, Privatbesitz Peter Müller.

26/ Sonderfahndungsliste UdSSR, hg. von Werner Röder. Erlangen 1976, S. 122.

27/ Ebd., S. 17–25.

28/ Österreicher im Exil. Sowjetunion, S. 693.

29/ Ebd., S. 683–685.

30/ Brief an Hilde Müller, 18.5.1942, Privatbesitz Peter Müller.

31/ OÖLA, Opferfürsorge, Kt. 184, 289–1981, Ansuchen um Zuerkennung einer Hinterbliebenenrente, 27.12.1947.

32/ Direktor der Abteilung des Verteidigungsministeriums der Russischen Föderation für Verewigung des Andenkens an die Opfer der Vaterlandsverteidigung, 24.5.2022 (Dank an Julia Egger für die Unterstützung und Übersetzung).

33/ Walter Wachs: Kampfgruppe Steiermark. Wien 1968, S. 5–7.

34/ Christian Fleck: Koralmpartisanen. Über abweichende Karrieren politisch motivierter Widerstandskämpfer. Wien, Köln 1986, S. 21–25.

35/ Ebd., S. 90; Wachs: Kampfgruppe, S. 22.

36/ Beschluss. Erkenntnis über den Beweis des Todes, 25.9.1948, Privatbesitz Peter Müller.

37/ OÖLA, Opferfürsorge, Kt. 184, 289–1981.

38/ Gespräch mit Peter Müller am 28.11.2014.

„Die Verhältnisse in Kärnten/Koroška sind auch der Situation in Gesamt-Österreich geschuldet.“

Interview mit dem Kulturanthropologen Klaus Schönberger

MICHAEL HOLLOGSCHWANDTNER

Univ.-Prof. Dr. Klaus Schönberger, Kulturanthropologe und Vorstand des Instituts für Kulturanalyse an der Universität Klagenfurt, beschreibt im Interview mit Michael Hollogschwandtner die Verflechtung zwischen Politik und Kärntner Landesarchiv, spricht über Einschüchterungsversuche seitens FPÖ/BZÖ und erklärt, weshalb er nicht einseitig von „Kärntner Besonderheiten“ ausgehen möchte.

Du beschäftigst dich bereits seit deinem Studium wissenschaftlich mit Fragen zu Geschichtspolitik und Erinnerungskultur. In den letzten Jahren hast du vermehrt zu diesen Themen publiziert. Ist dies den Kärntner Verhältnissen geschuldet, nachdem du 2015 an die Universität Klagenfurt gekommen bist?

In der Tat war ich Ende der 1970er bzw. Anfang der 1980er Jahre in der bundesrepublikanischen Geschichtswerkstätten-Bewegungen aktiv. Dort haben wir versucht dazu beizutragen, dass der Nazi-Faschismus eine andere Art der Aufarbeitung erfährt als es sie damals in der BRD noch gegeben hat. Und als ich 2015 nach Klagenfurt/Celovec gekommen bin, ist mir aufgefallen, dass es hier verzögerte Momente gibt. Aber ich wusste, wohin ich komme, und es hat mich auch interessiert. Mit einigen Projekten, die wir im Rahmen der Universität starten konnten, versuche ich zur weiteren Bearbeitung des Umgangs mit dem Nazi-Faschismus in Kärnten/Koroška beizutragen. Es ist aber auch so, dass es interessanterweise in keinem anderen Bundesland so viele Geschichtsinitiativen von unten gibt, die sich mit der NS-Vergangenheit beschäftigen, wie hier in Kärnten/Koroška. Schon allein deshalb muss man es relativieren, von den „Kärntner Besonderheiten“ zu sprechen. Man kann natürlich sagen, dort, wo es notwendig ist, kommt dann auch was, aber ich würde bezweifeln, dass es in Österreich insgesamt so viel anders aussieht als hier, auch wenn die verzögerte Aufarbeitung in Kärnten/Koroška besonders offensichtlich ist.

Wie hat sich diese verzögerte Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit für dich gezeigt?

Der interessante Punkt war, dass es dabei für mich zunächst nicht um den Nazi-Faschismus ging, sondern um den 10. Oktober, also um den Landesfeiertag in Kärnten/Koroška anlässlich des Plebiszits von 1920, wo jedes Jahr die Minderheiten-Frage reaktualisiert wird. Einige Dinge, die auffallen, sind außerdem Straßennamen oder die Nicht-Thematisierung des Nazi-Faschismus. Ich war tatsächlich beeindruckt, dass, als ich 2016 mit Studierenden nach Begunje (Slowenien) gefahren bin – ca. 40 km Luftlinie von Klagenfurt/Celovec entfernt – um uns dort das Geiselmuseum anzusehen, über die Beteiligung deutscher und österreichischer Akteure an diesen Hinrichtungen unter den Studierenden null, aber auch gar nichts bekannt war. Da dachte ich mir, da muss man klassisch Informationen nachliefern und das Thema in den Mittelpunkt stellen. Immer wieder poppt es an bestimmten Stellen auf, zum Beispiel bei der Dr.-Franz-Palla-Gasse in Klagenfurt/Celovec. Palla war im Nationalsozialismus Primarius der Chirurgie des Landeskrankenhauses und hat in dieser Funktion hunderte Zwangssterilisationen an „erbkranken“ und behinderten Menschen verantwortet bzw. selbst durchgeführt. Das Spezifische in Kärnten/Koroška ist die Begründung, warum man eine Straße nach diesem NS-„Euthanasie“-Arzt benennt. Hierzu gab es ein Gutachten einer „Historikerkommission“ des Klagenfurter Stadtsenats unter der Leitung von Wilhelm Deuer, dem stellvertretenden Direktor des Kärntner Landesarchivs, in dem gesagt wird, Franz Palla hätte ja auch 70.000 Operationen erfolgreich durchgeführt, Operationen, die in Ordnung gewesen seien, und deshalb könne man über dessen nazistische Aktivitäten hinwegsehen. Das ist, als würde man sagen, ein Bankräuber kann auf freiem Fuß bleiben, weil er 70.000 Überweisungen regulär getätigt hat. Diese Art von Logik und das Ausbleiben eines öffentlichen Aufschreis finde ich bezeichnend. Da muss man an einer gesellschaftspolitischen Klimaverschiebung arbeiten.

Das bringt mich zu einer der Thesen, die du im Rahmen der Konferenz „¡No Pasarán! Umkämpfte Erinnerungen“¹

im Mai 2022 präsentiert hast, nämlich jene zur „Kärntner Wissenschaft“ und ihrem Beitrag zur deutsch-kärntner Geschichtspolitik. Dabei hast du das Kärnten Landesarchiv hervorgehoben. Gibt es noch weitere AkteurInnen, die du zur „Kärntner Wissenschaft“ zählst?

Die Bezeichnung „Kärntner Wissenschaft“ ist plakativ gemeint. Sie kommt auch nicht von mir. Diesen Zusammenhang haben auch schon anderen herausgearbeitet, etwa Brigitte Entner, die darauf hingewiesen hat, dass Jörg Haider ganz explizit das Kärntner Landesarchiv genannt hat als Garanten für eine bestimmte Sichtweise auf die Kärntner Geschichte. Das lässt sich aber auch am ehemaligen Direktor festmachen, der explizit das Arbeiten am staatspolitischen Bewusstsein als Aufgabe des Kärntner Landesarchivs nannte. Das war insofern bemerkenswert, als dass das Archiv nicht die Aufgabe hat, geschichtswissenschaftliche Thesen zu vertreten, sondern zu inventarisieren und Archivalien zur Verfügung zu stellen, was bislang mehr oder minder schlecht gemacht wurde, so beklagen jedenfalls einige GeschichtswissenschaftlerInnen. Aber es gibt natürlich noch andere AkteurInnen. Das ist eine Gemengelage. Diese Zuspitzung „Kärntner Wissenschaft“ umfasst Teile des Kärntner Landesmuseums, den Geschichtsverein für Kärnten, der die Zeitschrift *Carinthia* herausgibt und in dem die üblichen AkteurInnen versammelt sind, die sich berufen fühlen, zu Geschichte Stellung zu beziehen und bestimmte Sichtweisen auf Geschichte zu legitimieren. Dort sind auch diejenigen, die Gutachten schreiben, wie jenes zu Franz Palla. Da geht es nicht um geschichtswissenschaftliche Begründungen, sondern um politische Entscheidungen. Es sind Meinungen, die dort geäußert werden, und in Kärnten/Koroška gibt es ein politisches Klima, in dem solche Meinungen jenseits von historischen Fakten artikuliert werden können. Als wir Landeshauptmann Kaiser gefragt haben, warum bei solchen Kommissionen Gutachten eingeholt werden, sagte er: „Ich muss auf meine bezahlten Kräfte zurückgreifen, sonst tritt der Landesrechnungshof auf den Plan.“ Aber darin liegt

ein großes Missverständnis. HistorikerInnen sind eigentlich nicht qualifiziert etwas zu Erinnerungskultur und -politik zu sagen. Sie sind dazu qualifiziert, etwas zu historischen Sachverhalten zu sagen. Aber Erinnerungskultur und -politik ist eine völlig andere akademische Ausrichtung, da wären eigentlich andere qualifiziert, VertreterInnen der Heritage Studies zum Beispiel, die sich mit der Art der Erinnerung beschäftigen und nicht nur damit, woran man sich erinnert.

Wenngleich namhafte ForscherInnen, die sich in Österreich mit Geschichtspolitik auseinandersetzen, sehr wohl HistorikerInnen oder auch PolitikwissenschaftlerInnen sind...

Natürlich gibt es genug HistorikerInnen, die sich spezialisiert haben auf Geschichtspolitik, aber das ist nicht die Hauptausrichtung der Geschichtswissenschaft. Es sind oft Meinungen, die da geäußert werden, aber es gibt dazu eben auch Forschung, nicht nur Positionen. Es geht mir nicht darum zu sagen, dass es die richtigen oder die falschen Positionen sind, die da geäußert werden, aber Erinnerungskultur ist Konflikt und basiert auf bestimmten Voraussetzungen, und die kann man auch wissenschaftlich untersuchen. Das steht aber nicht im Zentrum der HistorikerInnen-Ausbildung. Auch bei der Public History ist das nicht der Fall, da geht es meistens um die Inszenierung von Geschichte, nicht um Fragen des Umgangs. Dass es auch HistorikerInnen gibt, die sich hier spezialisiert haben, ist klar, aber es geht mir um diesen Automatismus: Da ist einer Historiker, und deshalb kann er zu Erinnerungskultur und Geschichtspolitik etwas sagen. Natürlich gibt es genug gute Leute, wie Heidemarie Uhl, Lisa Rettl, Peter Pirker und andere, aber das ist nicht der Mainstream der Wissenschaft.

Ich möchte zurückkommen auf die „Kärntner Wissenschaft“: Siehst du die Verflechtung von Wissenschaft und Politik als etwas für Kärnten/Koroška Spezifisches?

Das ist ein komplizierter Punkt. Ich bin nicht hier her gegangen um immer wieder das Kärntner Spezifikum zu betonen. Als ich nach Kärnten/Koroška gekommen bin, hat meine „Wiener Bubble“ gesagt: „Was, du gehst nach Kärnten? Du spinnst ja!“ Das ist ein Punkt, gegen den ich mich immer gewehrt habe. Die Frage ist, wie man tatsächlich das Besondere finden kann ohne bestehende Klischees fortzuschreiben. Die Frage ist auch, inwiefern die Kärntner Umstände nicht der österreichischen Situation geschuldet

sind. Dann wird immer die Grenzlage als Begründung angeführt, aber wer ist nicht in einer Grenzlage? Und auch die Frage der Zugehörigkeit zu Österreich damals. Es gab in Europa nach 1918 eine Vielzahl von Volksabstimmungen, bei denen es um nationale Zugehörigkeit gegangen ist, aber in Kärnten/Koroška ist es gelungen, die Minderheiten-Frage nach 1918/20 als politischen Dauerbrenner zu erhalten. Das ist tatsächlich spezifisch. Wo andernorts in Europa die Frage der Minderheit an Bedeutung verloren hat, ist es über das alljährliche Reenactment des 10. Oktober immer wieder gelungen, diese Situation aufrechtzuerhalten – aus politischen Gründen. Diese Stimmung, in der die Zugehörigkeit zur Minderheit zu etwas Entscheidendem wurde, hat sich bis in die 2000er Jahre gehalten. Der Höhepunkt war sicher 1972 der so genannte „Ortstafelsturm“, der pogromartige Formen angenommen hat.

Für mich ist die Frage noch nicht ganz beantwortet, warum es gelungen ist, diese Situation hier so lange aufrechtzuerhalten, aber ich würde gerne andersherum fragen: Was ist ähnlich? – Geschichtsvergessenheit. Österreich hat bis zur Waldheim-Affäre gebraucht, bis diese Geschichtsvergessenheit aufgebrochen wurde. Ich denke, man müsste es paradoxer formulieren: Die Tatsache, dass sich diese Art des Umgangs mit dem Nazi-Faschismus in Kärnten/Koroška so lange gehalten hat, ist Ausdruck einer Verbesserung in Gesamt-Österreich. Es ist immer so, wenn sich Verhältnisse ändern, dann mobilisieren sich Gegenkräfte, und die haben sich hier ganz besonders mobilisieren lassen, auch weil es hier eine Sozialdemokratie gab, die im Wesentlichen deutschnational gedacht hat – das mag wesentlich für das Kärntner Spezifikum sein. Kärnten/Koroška war eigentlich die längste Zeit sozialdemokratisch regiert, aber wenn man in Dörfer hineingeschaut hat, dann hat man gesehen, dass sich dort unter ländlichen Bedingungen sehr viele deutschnationale Ideen gehalten haben. Landeshauptmann Hans Sima ist ja nicht an den Anderen gescheitert, sondern an seinen eigenen ParteigenossInnen. Als er versuchte, den „Ortstafelstreit“ zu beenden, ist er schließlich gestürzt worden. Das lag eben an den spezifischen sozialdemokratischen Verhältnissen in Kärnten/Koroška – und das ist meine Hypothese in Bezug auf Peter Kaiser: Kaiser will die absolute Mehrheit, und Geschichtspolitik ist nicht sein Hauptkampfplatz. Er ändert viele Dinge und er



Klaus Schönberger, Universitätsprofessor für Kulturanthropologie am Institut für Kulturanalyse der Universität Klagenfurt/Celovec

hat große Verdienste, aber er will das Narrativ nicht ändern, weil er weiß, Sima ist daran gescheitert. Kaiser fürchtet, durch eine zu deutliche geschichtspolitische Positionierung jene SozialdemokratInnen, die immer noch so denken, zu demobilisieren. Das ist meine Einschätzung dazu, und politisch gesehen hat er recht, wenn man sich die absolute Mehrheit zum Ziel setzt. Aber damit ändert man auch nicht, was in den Köpfen ist.

Was du über die Verflechtung zwischen HistorikerInnen und Politik in Kärnten/Koroška gesagt hast, ist doch erstaunlich, nämlich dass es insbesondere Proponenten des Kärntner Landesarchivs gelungen ist durchzusetzen, dass am Historischen Institut der Universität Klagenfurt nach dem Tod von Karl Stuhlpfarrer im Jahr 2009 keine Forschung zu regionalgeschichtlichen Themen mehr betrieben wird.

Das stimmt nur bedingt. Es gab auch den Historiker Valentin Sima, der sich sehr wohl dazu geäußert hat, zeitweise die Lektorin Brigitte Entner an der Uni Klagenfurt, oder auch Ulfried Burz. Aber es haben nach den geschichtspolitischen Verwerfungen zwischen der Universität (Karl Stuhlpfarrer) und dem Landesarchiv einige Historiker die falschen Konsequenzen gezogen: „Ich mache thematisch einen Bogen um Kärnten, ich mache keine Landesgeschichte mehr. Das gibt nur Ärger.“ Das

ist für mich nachvollziehbar, wenn man als HistorikerIn nicht an politischen Kontroversen interessiert ist, sondern an wissenschaftlicher Arbeit. Aber es ist natürlich fatal für die Landesgeschichte, wenn nur vereinzelt geschichtswissenschaftlich fundierte Arbeit stattfindet. Ich bin sehr beeindruckt von den (wenigen) HistorikerInnen, die dazu arbeiten. Das sind sehr inspirierte Leute, aber das ist eben nicht offizielle Linie des Universitätsinstituts. Ich finde es schade und schwierig, dass es in Klagenfurt/Celovec keine Professur für Landesgeschichte gibt. Aber so sind die Verhältnisse. Und dann gibt es immer noch die Empirische Kulturwissenschaft, die sich auch aufgerufen fühlt, insbesondere bei erinnerungspolitischen Belangen zu intervenieren. Das ist das Institut für Kulturanalyse, an dem ich forsche und lehre.

Der langjährige Direktor des Kärntner Landesarchivs, Wilhelm Wadl, ist seit 2019 pensioniert. Optimistisch könnte man annehmen, dass der Generationswechsel Besserung bringt. Siehst du Anzeichen dafür?

Davon gehe ich aus, aber wir haben jetzt auch gemeinsam mit Lisa Retzl im Kulturgremium des Landes Kärnten ein neues Landesarchivgesetz angeregt. Nun muss es noch weitere Anpassungen geben. Die Hoffnung wäre, dass dann auch die Benutzerfreundlichkeit des Landesarchivs besser abgesichert wird, weil dieser „Schutz“ der Archivalien vor (manchen) ArchivbenutzerInnen endlich ein Ende haben muss. Wir gehen davon aus, dass unter der Ägide von Thomas Zeloth, Wadls Nachfolger, substantielle Verbesserungen stattfinden werden und eine Serviceorientierung die Oberhand gewinnt. Da geht es um Benutzerordnungen und auch um die Frage der Schutzfristen, die in den Landesarchivordnungen geregelt sind. Durch solche Regelungen kann man einiges verhindern, wenn man will. Da ist Kärnten/Koroška bislang besonders restriktiv gewesen.

Du hast auch vor einer möglichen Externalisierungs-Funktion gewarnt, die ein Kärnten-Bashing für Gesamt-Österreich erfüllen kann, dass also ein klischeehafter Blick auf Kärnten/Koroška dazu dienen kann, die eigenen Verhältnisse nicht in den Blick nehmen zu müssen. War das eine allgemeine Überlegung oder ist dir das bereits konkret aufgefallen?

Ob das so intentional ist, weiß ich nicht, aber es kann durchaus diese Funktion haben. Ich finde, man sollte immer vor der eigenen Türe kehren. Ich wohne

jetzt in Kärnten/Koroška, deshalb kehre ich auch hier. Als ich in Deutschland gelebt habe, habe ich in Deutschland gekehrt, und nicht mit dem Finger auf andere gezeigt. Dort, wo ich bin, kann ich etwas bewegen. Das haben auch schon andere gemerkt. Das BZÖ hat mich angezeigt wegen eines 2021 aufgeführten und von mir mit verfassten Theaterstücks (*Steinacher – Hamsuchung*). „Schönberger möge Kärnten verlassen!“ – das fand ich schön als Aufforderung. Es zeigt, was ich tue, ist angekommen. Ich halte es mit der Devise, dort, wo man mich anzeigt, bin ich daheim.

Worum ging es in der Anzeige genau?

Das war ziemlich abstrus. Mir wurde vorgeworfen, ich würde unter dem Deckmantel der Kunst zu Gewalt aufrufen. Das hat damit zu tun, dass im Theaterstück der Protagonist, Hans Steinacher, nach Kärnten/Koroška zurückkommt und ein Denkmal, nämlich das der „Vermissten und Verschleppten“, vorfindet, und dieses Denkmal wegsprengen möchte, weil es nur diejenigen ehrt, die sich haben erwischen lassen, aber er sei ja an der Front gewesen und sowieso der Tapferste. Das ist die Erzählung im Stück. Diese Anzeige ist schon verrückt, aber solche Exzesse haben weniger mit einer merklich geistigen Zurückgebliebenheit der Vollposten vom BZÖ zu tun, oder der Frage, ob das juristisch erfolgsversprechend ist oder sonst irgendwie Hand und Fuß hat, sondern es geht darum, die eigene Klientel zu bedienen.

Ist dieses Verfahren gegen dich noch am Laufen?

Nein, das war dann auch für die Klagenfurter Staatsanwältin zu blöd und die Anzeige wurde verworfen. Das wird nicht weiterverfolgt. Aber das sind natürlich Einschüchterungsversuche. Es ist mein Vorteil von außen zu kommen und als jemand, der sich von so etwas nicht beeindrucken lässt. Ich merke schon, dass bei manchen FreundInnen und Bekannten solche Versuche durchaus Eindruck hinterlassen und Ängste hervorrufen. Das ist eine Form von Einschüchterungspolitik, auch wenn sie in meinem Fall ins Leere geht und eher zu Wetten mit Kollegen führt zur Anzahl der Anfragen im Nationalrat, oder ich mir schon überlege, ob ich der FPÖ nicht meinen nächsten Aufsatz schicke, damit sie beim Wissenschaftsminister wieder anfragen können, ob ich zurecht da bin.² Das ist das Privileg eines andernorts Sozialisierten, des Dazugekommenen.

Und wohl auch das Privileg, das mit dem sozioökonomischen Status einer

Professur einhergeht. Solche Anzeigen würden einen Geschichtslehrer an einer Kärntner Schule wohl härter treffen als dich in deiner universitären Position.

Jein, weil ich mich schon frage, warum andere, ähnlich Privilegierte so erstaunt sind, wenn da mal einer sich nicht fürchtet. Andererseits ist es auch ein Vorteil der Universität Klagenfurt, dass sie nicht landespolitisch, sondern bundespolitisch regiert wurde und wird, sodass die Haider-Administration keinen Zugriff hatte und WissenschaftlerInnen wie Karl Stuhlpfarrer nicht am politischen Gängelband der Kärntner Landesregierung hingen.

Zu einem anderen Thema: Du hast den Begriff des „emanzipatorischen Erinnerns“ geprägt. Könntest du erläutern, was du damit meinst?

Der Begriff des „emanzipatorischen Erinnerns“ ist in der Auseinandersetzung mit dem Konzept des „dialogischen Erinnerns“ im Kontext des so genannten Alpen-Adria-Manifests entstanden. Das Alpen-Adria-Manifest wurde 2018 von einer Gruppe um den Gründer des Zentrums für Friedensforschung und Friedensbildung an der Universität Klagenfurt, Werner Wintersteiner, publiziert. Das ist eine Initiative, die ich gut finde und unterstütze. Es ging ihr zunächst darum, innerhalb der Alpen-Adria-Region die verschiedenen Sichtweisen auf Geschichte miteinander in Kommunikation zu bringen. Daher ist es zunächst etwas Unterstützenswertes, um nicht blindlings Opfer eines methodologischen Nationalismus zu werden. Im Kontext der Kärntner Verhältnisse gab es dann im Zuge der so genannten Konsensgespräche eine Annäherung verschiedener AkteurInnen, die die Position vertreten haben, man müsse die andere Seite anhören und ihre Sichtweise als ihre Wahrnehmung anerkennen und akzeptieren. Mir geht es mit dem emanzipatorischen Erinnern jedoch darum, die Nivellierung der Unterschiede zwischen Opfern, TäterInnen und WiderstandskämpferInnen zu hinterfragen, und in Kärnten/Koroška geht es darum, eine andere Narration über den Widerstand und über die PartisanInnen zu etablieren. Die PartisanInnen werden immer noch als VerbrecherInnen dargestellt, wo sie doch den bedeutendsten militärischen Widerstand im Deutschen Reich inklusive Österreich geleistet haben, und dafür gebührt ihnen öffentliche Anerkennung und dafür sollten sie auch geehrt werden. Das ist für mich das Apriori jeder Form von gemeinsamem Erinnern. Und solange mit

bestimmten politischen Gruppierungen keine Einigkeit genau darüber besteht, kann es auch keinen Dialog geben. Wir müssen gewahr werden, dass der Nazi-Faschismus uns seine Logik der Gewalt, des Militärischen und des Heldentums aufgezwungen hat. Da gibt es nichts zu feiern, außer dass die Nazis militärisch besiegt wurden. Das ist der Punkt. Dass wir diese Art der Ideen nicht mehr wollen, dass wir diese Art von Gewalt und Entmenslichung nicht mehr wollen, all das ist die Voraussetzung für einen Dialog, und das emanzipatorische Erinnern soll dazu führen, die Voraussetzung hierfür zu schaffen.

Welche zentralen Merkmale sollte ein solches „emanzipatorisches Erinnern“ aufweisen?

In einem anderen Kontext sage ich immer, es gibt drei Momente, um sich etwa gegen Rassismus zur Wehr zu setzen: Das erste ist Widersprechen, das zweite ist De-Thematisieren, also andere, gesellschaftlich relevantere Themen zu besprechen, und das dritte – das würde ich auch im Kontext von Geschichtspolitik sagen – wir brauchen eine andere Erzählung, einen anderen Mythos von Gesellschaft. Eine Erzählung, die notwendigerweise nebulös bleiben wird, utopisch, und die auf das Bedürfnis zielt, andere soziale Praktiken zu entwickeln. Soziale Praktiken, die auf ein Miteinander, nicht auf ein Gegeneinander, und vor allem nicht auf die Ausbeutung von Mensch und Natur hin ausgerichtet sind. Die Attraktivität einer solchen anderen gesellschaftlichen sozialen Praxis muss begleitet werden von einer Erzählung, und die kann nicht nur auf dem Reißbrett entstehen. Das, was gemeinsames Handeln bedeutet, kann nur entstehen, wenn wir es gemeinsam erproben.

*Eine erweiterte Fassung dieses Interviews wurde im April 2023 auf dem Blog des „Vereins Diskurs“ veröffentlicht: www.historischpolitischebildung.com
Kontakt: verein_diskurs@gmx.at*

Anmerkungen:

1/ Vgl. Michael Hollogschwandtner: Umkämpfte Erinnerung in der Alpen-Adria-Region, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 29. Jg. (2022), Nr. 2, S. 20–22.

2/ So stellte die FPÖ im Oktober 2020 eine parlamentarische Anfrage an Bundesminister Heinz Faßmann betreffend des „Primitiven Verunglimpfens der Kärntner Geschichte durch Univ.-Prof. Dr. Klaus Schönberger“. Schriftliche Anfrage, 3914/J, XXVII. Gesetzgebungsperiode, 20.10.2020.

Josef Ehmer (1948–2023)

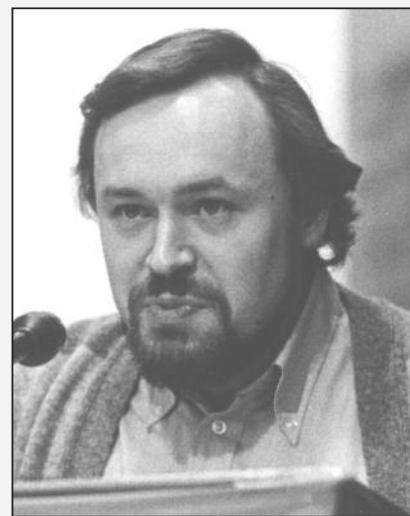
Mit großer Bestürzung und Trauer mussten im Mai den Tod des österreichischen Sozial- und Wirtschaftshistorikers Josef Ehmer zur Kenntnis nehmen. Ehmer wurde 1948 im oberösterreichischen Gschwandt als Sohn einer ArbeiterInnenfamilie geboren. Seine Eltern gehörten der kommunistischen Widerstandsbewegung gegen den Austrofaschismus und Nationalsozialismus an, und auch Ehmer selbst war lange Zeit Mitglied der KPÖ. Während seines Studiums der Geschichte und Germanistik an der Universität Wien gehörte er zu den Gründungsmitgliedern des kommunistischen Studentenverbands, bevor sich die Wege im Jahr 1991 im Konflikt mit der damaligen versteinigerten Parteibürokratie trennten.

Als Historiker war Ehmer einer der renommiertesten deutschsprachigen Vertreter seines Fachs. 1989 habilitierte er sich mit einer Arbeit über den Zusammenhang von kapitalistischer Gesellschaftsstruktur und Heiratsverhalten im 19. Jahrhundert, wobei er einen Vergleich zwischen Industrie- und Agrarregionen Mitteleuropas und Englands zog. Damit war er in Österreich einer der Pioniere der historischen Demographie und der quantifizierenden Geschichtswissenschaft, die mit der statistischen Analyse von Massenquellen die Lebenswirklichkeit von Bevölkerungsgruppen erforscht, die nicht der bürgerlich-aristokratischen Elite angehörten. Zu seinen weiteren Forschungsinteressen zählten die Geschichte der Arbeit, die historische Migrationsforschung, die Bevölkerungsgeschichte und der langfristige sozioökonomische Wandel in der europäischen Neuzeit.

1993 wurde er zum Professor für Allgemeine Neuere Geschichte an die Universität Salzburg berufen, 2005 zum Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2015 lehrte und forschte. Sowohl am Institut für Geschichte in Salzburg als auch in Wien schuf Ehmer Gestaltungsräume, von denen seine StudentInnen und MitarbeiterInnen vielfach profitierten. Unter anderem war er auch Mitinitiator zahlreicher Fortbildungsseminare für engagierte LehrerInnen, aus denen spä-

ter der Hochschullehrgang „Politische Bildung“ hervorging.

Neben vielen anderen Ehrungen war er Träger des Victor-Adler-Staatspreises für die Geschichte sozialer Bewegungen, seit 2011 war er Associate Fellow am Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kolleg „Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive“ der Humboldt-Universität zu Berlin und seit 2012 Mitglied der Wissenschaft-



lichen Kommission „Demografischer Wandel“ der Leopoldina. Zuletzt war ihm seine Aufgabe als Vorstand des bei der Arbeiterkammer angesiedelten „Edith Saurer Fonds zur Förderung geschichtswissenschaftlicher Projekte“ ein besonderes Anliegen.

Nicht nur wissenschaftlich, auch menschlich ist Ehmers Tod ein großer Verlust. Immer hatte er ein offenes Ohr für jüngere, oft in prekären Beschäftigungsverhältnissen arbeitende KollegInnen, ermutigte und leistete Hilfestellungen wissenschaftlicher und wissenschaftsadministrativer Art. So verhalf er in den 1990er Jahren einem in Deutschland aus politischen Gründen abgewickelten Kollegen aus der ehemaligen DDR zu einer Gastprofessur in Salzburg und damit zu einer Möglichkeit, die wissenschaftliche Karriere fortzusetzen. Die weltoffenen Diskussionsrunden, die Debatten über wissenschaftliche und politische Themen und eine Arbeitsatmosphäre, die von Ehmers lebenswürdiger und menschenfreundlicher Persönlichkeit geprägt war, werden in Erinnerung bleiben.

SABINE FUCHS

„Der Lifschitz“

Michail Lifschitz und Georg Lukács über die ästhetischen und literaturtheoretischen Auffassungen von Marx und Engels (Teil I)

PETER GOLLER

1 948 erschien in Berlin „der Lifschitz“ als großes Sammelwerk mit dem Titel „Karl Marx, Friedrich Engels: Über Kunst und Literatur. Eine Sammlung aus ihren Schriften“ erstmals in deutscher Sprache, herausgegeben vom sowjetischen Literaturwissenschaftler Michail Lifschitz (1905–1983), redaktionell betreut und mit einem Vorwort von Fritz Erpenbeck (Verlag Bruno Henschel und Sohn, sechste und letzte Neuauflage 1953).

Die deutsche Übersetzung der in den 1930er Jahren von Lifschitz zusammengestellten Textsammlung erschien Mitten in der aufflammenden innersozialistischen „Formalismusdebatte“ als ein wichtiger Beitrag zur Verteidigung des aus dem Erbe von Karl Marx und Friedrich Engels hergeleiteten sozialistischen Realismus. Der 1945 aus der Sowjetunion in das befreite Deutschland zurückgekehrte Schriftsteller und Kulturpolitiker Fritz Erpenbeck (1897–1975), ein Gegner von Bertolt Brechts epischem Theater, verteidigte nicht zufällig im Goethe-Jahr 1949 das nationale klassische Erbe gegen die von ihm kritisierte „formalistische Dekadenz“.

Im 1959 geschriebenen Vorwort zur deutschen Ausgabe seines Werks „Karl Marx und die Ästhetik“ hat Lifschitz dargelegt, wie er sich im Jahrzehnt nach der Oktoberrevolution gegen den „linken Radikalismus“, gegen proletkultische Formen einer sozialistischen Avantgarde, eines „ultralinken Nihilismus“ angelehnt an westliche Varianten der „Dekadenz“, eines „literarischen Symbolismus“, des Expressionismus, Dadaismus oder Futurismus gewandt hat: „Die Idee des heiligen Vandalismus, eine ultralinke Phantasie des toll gewordenen Spießers, für den die Revolution ein mystischer Weltuntergang war, wurde abgeworfen. [...] Das Schwärmen für den Modernismus führte Lenin auf einen anderen Mangel zurück: auf die Unerfahrenheit, Unorganisiertheit und Spontaneität in der Bewegung der breiten kleinbürgerlichen Massen, vor allem der Bauern. Man kann gewiss sagen, dass er ‚die sinnloseste Äfferei‘ in der linken Kunst ebenso als Erscheinungen des kleinbür-

gerlichen Anarchismus auffasste, wie das Hamstern, Vergeuden gesellschaftlichen Eigentums, Rowdytum oder Widerstand gegen die proletarische Organisation der neuen Arbeitsdisziplin.“

Auch wenn die westliche Intelligenz – wie etwa Theodor W. Adorno 1958 gegenüber Georg Lukács – der Sowjetunion eine geradezu „altmodisch“ ästhetische „Rückkehr zum Viktorianischen Zeitalter“ vorwirft, hätten sich Lenins Schüler mit Recht nicht dazu bewegen lassen, „mit der dekadenten ‚Umwertung aller Werte‘ und der Zerstörung des klassischen Kanons“ gemeinsame Sache zu machen. Lenins Haltung in der „Erbe-frage“ diente Lifschitz als Leitfaden seiner – teils gemeinsam mit Lukács – vorangetriebenen Marx-Engels-Forschung: „Ohne Zweifel war der größte Revolutionär unseres Jahrhunderts, ebenso wie Marx und Engels, ein überzeugter Anhänger der Klassik.“¹

Zur gleichen Zeit verteidigte auch Georg Lukács – skeptisch beobachtet etwa von Bertolt Brecht, Anna Seghers oder Ernst Bloch – das Erbe der Klassik und des Realismus im so genannten „Expressionismusstreit“ seit Mitte der 1930er Jahre im Zeichen der antifaschistischen Volksfrontpolitik unter Berufung auf Marx’ Kategorie der „Totalität“ („Die Produktionsverhältnisse jeder Gesellschaft bilden ein Ganzes.“) gegen den (experimentell avantgardistischen) „Surrealismus“ in der westlichen Literatur, gegen Franz Kafka oder James Joyce, eintretend für Leo Tolstoi und Maxim Gorki, für Thomas Mann oder Heinrich Mann („Henri IV.“) oder auch für Arnold Zweig („Erziehung vor Verdun“): „Warum bleibt Thomas Mann bei so modernen Themen künstlerisch doch ‚altmodisch‘, ‚herkömmlich‘, gibt sich nicht ‚avantgardistisch‘? Eben weil er ein wirklicher Realist ist, was in diesem Fall zuallererst so viel bedeutet, dass er – als gestaltender Künstler – genau weiß, wer Christian Buddenbrook, wer Tonio Kröger, wer Hans Castorp, Settembrini oder Naphta ist.“²

Nach der Befreiung vom Horthy-Faschismus 1945 schrieb Georg Lukács in Budapest unter dem Titel „Einführung

in die ästhetischen Schriften von Marx und Engels“ ein Vorwort zur ungarischen Ausgabe des „Lifschitz“. Bereits in gemeinsamen Sowjettagen hatte Lukács 1935 im Einklang mit Lifschitz’ Marx-Engels-Forschungen den Beitrag „Friedrich Engels als Literaturtheoretiker und Literaturkritiker“ verfasst.³ In einem späten autobiographischen Gespräch hat Lukács um 1970 auf das gemeinsam mit Lifschitz ab 1930 in Moskau entwickelte Konzept einer „spezifisch Marxschen Ästhetik“ hingewiesen: Es gäbe eine „eigenständige Marxsche Ästhetik, die der Marxismus weder von Kant noch von anderswo übernommen hat“.⁴

Ästhetik im Sinn des Historischen Materialismus

In der materialistischen (Geschichts-) Philosophie fand Michail Lifschitz den Ausgangspunkt für Marx’ und Engels’ ästhetische Auffassungen, entwickelt wider eine idealistische Kulturgeschichtsschreibung, dabei ausgehend von Hegels „Phänomenologie des Geistes“. Bereits in den von Lifschitz und Lukács in Moskau studierten, um 1930 erst seit Kurzem zugänglichen „ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ von 1844 würdigte Marx Hegels historisch idealistische Kategorie der „Arbeit“, auch wenn Hegel diese bloß „abstrakt geistig“ gefasst, auch wenn er sich auf eine „Dialektik des reinen Gedankens“ beschränkt hatte: „Das Große an der Hegelschen ‚Phänomenologie‘ und ihrem Endresultate – der Dialektik der Negativität als dem bewegenden und erzeugenden Prinzip – ist also einmal, dass Hegel die Selbsterzeugung des Menschen als einen Prozess fasst, die Vergegenständlichung als Entgegenständlichung, als Entäußerung und als Aufhebung dieser Entäußerung; dass er also das Wesen der Arbeit fasst und den gegenständlichen Menschen, wahren, weil wirklichen Menschen, als Resultat seiner eignen Arbeit begreift.“⁵

Alle religiösen, ästhetischen und sonstigen ideologischen Vorstellungen sind – so Marx und Engels 1845 in der „Deutschen Ideologie“ – Ausdruck „materiel-

ler Produktion“ oder wie es 1847/48 im „Manifest der Kommunistischen Partei“ formuliert wird: „Die herrschenden Ideen einer Zeit waren stets nur die Ideen der herrschenden Klasse. [...] Als die christlichen Ideen im 18. Jahrhundert den Aufklärungsideen unterlagen, rang die feudale Gesellschaft ihren Totenkampf mit der damals revolutionären Bourgeoisie. Die Ideen der Gewissens- und Religionsfreiheit sprachen nur die Herrschaft der freien Konkurrenz auf dem Gebiete des Gewissens aus.“ (MEW, Bd. 4, S. 480; Lifschitz, S. 13)

Unter kapitalistischen Bedingungen verlieren die „Kopfarbeiter“, die Literaten als „Kopflanger“ endgültig den Schein freischwebend geistiger Unabhängigkeit. Sie produzieren als Lohnarbeiter, so wiederum im „Manifest“: „Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.“ (MEW, Bd. 4, S. 465; Lifschitz, S. 48f.)

Lifschitz findet einen Großteil der für Marx' und Engels' kunsttheoretische Auffassungen entscheidenden Begriffe, wie den 1867 im ersten Band des „Kapital“ ausgeführten „Fetischcharakter der Ware“, wie die späteren Analysen zur verküppelnden Wirkung der Arbeitsteilung, zur „industriellen Pathologie“ oder zum absoluten und relativen Mehrwert schon in den frühen „ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ angedeutet vor.

Mit Zitaten aus Goethes „Faust“ und Shakespeares „Timon von Athen“ beschreibt Marx 1844 das Geld als universellen „Kuppler“, als „allgemeine Hure“, als militanten „Gleichmacher“. Für Shakespeare ist das Geld „die sichtbare Gottheit, die Verwandlung aller menschlichen und natürlichen Eigenschaften in ihr Gegenteil“, die Verbrüderung der „Unmöglichkeiten“: „Es verwandelt die Treue in Untreue, die Liebe in Hass, den Hass in Liebe, die Tugend in Laster, das Laster in Tugend, den Knecht in den Herrn, den Herrn in den Knecht, den Blödsinn in Verstand, den Verstand in Blödsinn. Da das Geld als der existierende und sich betätigende Begriff des Wertes alle Dinge verwechselt, vertauscht, so ist es die allgemeine Verwechslung und Vertauschung aller Dinge, also die verkehrte Welt, die Verwechslung und Vertauschung aller natürlichen und menschlichen Qualitäten. Wer die Tapferkeit

kaufen kann, der ist tapfer, wenn er auch feig ist.“ (MEW, Ergänzungsband I, S. 565f.; Lifschitz, S. 41f.)

Mit Blick auf die „verkehrende Macht des Geldes“, mit Verweis auf Sophokles' „Antigone“ und Shakespeares „Timon“, auf die Tradition des Reliquienhandels spricht Marx im „Kapital“ 1867 neuerlich von dieser „Alchemie“, der „nicht einmal Heiligenknochen und noch viel weniger minder grobe res sacrosanctae, extra commercium hominum“ widerstehen: „Wie im Geld aller qualitative Unterschied der Waren ausgelöscht ist, löscht es seinerseits als radikaler Leveler alle Unterschiede aus. Das Geld ist aber selbst Ware, ein äußerlich Ding, das Privateigentum eines jeden werden kann. Die gesellschaftliche Macht wird so zur Privatmacht der Privatperson. Die antike Gesellschaft denunziert es daher als die Scheidemünze ihrer ökonomischen und sittlichen Ordnung. Die moderne Gesellschaft, die schon in ihren Kinderjahren den Plutus an den Haaren aus den Eingeweiden der Erde herauszieht, begrüßt im Goldgral die glänzende Inkarnation ihres eigensten Lebensprinzips.“ (MEW, Bd. 23, S. 145–147; Lifschitz, S. 39)

Im ersten Band des „Kapital“ zitiert Marx etwa folgende Zeilen aus Sophokles' „Antigone“ vom Gold, „das Staaten stürzt“: „Denn kein so schmachlich Übel, wie des Geldes Wert, / Erwuchs den Menschen: dies vermag die Städte selbst / Zu brechen, dies treibt Männer aus von Hof und Herd; / Dies unterweist und verkehrt den edlen Sinn / Rechtschaffen Männer, nachzugeh'n ruchloser Tat / Zeigt an die Wege böser List den Sterblichen, / Und bildet sie zu jedem gottverhassten Werk.“ (MEW, Bd. 23, S. 146)

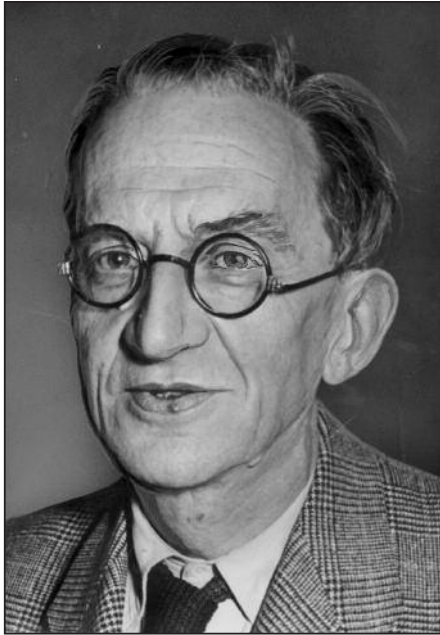
Die kapitalistische Lohnarbeit, die entfremdete „äußerliche Arbeit“ ist – so notiert der junge Marx 1844 in den Pariser Manuskripten – „eine Arbeit der Selbstopferung, der Kasteiung“. „Sentimental“ sind die Sätze der Nationalökonomie, dieser „allermoralischsten Wissenschaft“ von Reichtum und Verelendung, „aufs Theater gebracht“ worden. Der Kapitalist macht aber „den Arbeiter zu einem unsinnlichen und bedürfnislosen Wesen, [...] jeder Luxus des Arbeiters erscheint ihm daher als verwerflich, und alles, was über das allerabstrakteste Bedürfnis hinausgeht – sei es als passiver Genuss oder Tätigkeitsäußerung – erscheint ihm als Luxus. Die Nationalökonomie, diese Wissenschaft des Reichtums, ist daher zugleich die Wissenschaft des Entsagens, des Darbens, der Ersparung, und sie kömmt wirklich



Michail Lifschitz (1905–1983)

dazu, dem Menschen sogar das Bedürfnis einer reinen Luft oder der physischen Bewegung zu ersparen. Diese Wissenschaft der wunderbaren Industrie ist zugleich die Wissenschaft der Askese, und ihr wahres Ideal ist der asketische, aber wucherische Geizhals und der asketische, aber produzierende Sklave. [...] Die Selbstentsagung, die Entsagung des Lebens und aller menschlichen Bedürfnisse, ist ihr Hauptlehrsatz.“ (MEW, Ergänzungsband I, S. 549f.; Lifschitz, S. 32f.)

Jede materialistische Ästhetik hat nach Marx' Pariser Manuskripten zu berücksichtigen, dass im Kapitalismus für die Arbeiter „selbst das Bedürfnis der freien Luft [aufhört], ein Bedürfnis zu sein“. Kein Kunstgenuss für die Verelendeten: Der „Mensch kehrt in die Höhlenwohnung zurück, die aber nun von dem mephytischen [übelriechenden] Pesthauch der Zivilisation vergiftet ist und die er nur mehr prekär als eine fremde Macht, die sich ihm täglich entzieht, aus der er täglich, wenn er nicht zahlt, herausgeworfen kann, bewohnt. Dies Totenhaus muss er bezahlen. Die Lichtwohnung, welche Prometheus bei Äschylus als eines der großen Geschenke, wodurch er den Wilden zum Menschen gemacht, bezeichnet, hört auf, für den Arbeiter zu sein. Licht, Luft etc., die einfachste tierische Reinlichkeit hört auf, ein Bedürfnis des Menschen zu sein. Der Schmutz, diese Versumpfung, Verfaulung des Menschen, der Gossenablauf (dies ist wörtlich zu verstehen) der Zivilisation wird ihm ein Lebenselement. [...] Die rohsten Weisen (und Instrumente) der menschlichen Arbeit kehren wieder,



Georg Lukács (1885–1971)

wie die Tretmühle der römischen Sklaven zur Produktionsweise, Daseinsweise vieler englischen Arbeiter geworden ist. Nicht nur, dass der Mensch keine menschlichen Bedürfnisse hat, selbst die tierischen Bedürfnisse hören auf. Der Ire kennt nur mehr das Bedürfnis des Essens und zwar nur mehr des Kartoffelessens und zwar nur der Lumpenkartoffel, der schlechtesten Art von Kartoffel. Aber England und Frankreich haben schon in jeder Industriestadt ein kleines Irland.“ (MEW, Ergänzungsband I, S. 548; Lifschitz, S. 36)

Die bürgerliche Gesellschaft straft – dies ist als Prämisse jeder sozialistisch literarischen Literaturauffassung relevant – alle Lehren der Ökonomen von einer Harmonie von Lohnarbeit und Kapital Lüge. (MEW, Bd. 20, S. 25) Wenn Marx 1859 im Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie“ das Grundprinzip des Historischen Materialismus formuliert, so kann dieses nicht schematisch „vulgärsoziologisch“ angewandt werden: „Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozess überhaupt. Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt.“ (MEW, Bd. 13, S. 8f.)

So hat Engels in späten Briefen gegen die Degradierung des Historismus zur „bloßen Phrase“ protestiert, etwa am 5. August 1890 gegenüber Conrad Schmidt: „Unsere Geschichtsauffassung aber ist vor allem eine Anleitung beim Studium, kein Hebel der Konstruktion à la Hegelianertum. Die ganze Geschichte muss neu studiert werden, die Daseins-

bedingungen der verschiedenen Gesellschaftsformationen müssen im einzelnen untersucht werden, ehe man versucht, die politischen, privatrechtlichen, ästhetischen, philosophischen, religiösen etc. Anschauungsweisen, die ihnen entsprechen, aus ihnen abzuleiten. Darin ist bis jetzt nur wenig geschehn, [...]“ (MEW, Bd. 37, S. 436f.; Lifschitz, S. 8)

Mit Blick auf die tendenzielle Kunstfeindlichkeit des Kapitalismus findet Lifschitz bei Marx und Engels den Gedanken der ungleichzeitigen, ungleichmäßigen Entwicklung (von „Basis“ und „Überbau“) vor. So notiert Engels am 27. Oktober 1890 wieder in einem Brief an Schmidt, dass ökonomisch rückständige Länder in Philosophie oder Literatur oft vorangehen: „Und daher kommt es, dass ökonomisch zurückgebliebene Länder in der Philosophie doch die erste Violine spielen können: Frankreich im 18. Jahrhundert gegenüber England, auf dessen Philosophie die Franzosen fußen, später Deutschland gegenüber beiden.“ (MEW, Bd. 37, S. 493; Lifschitz, S. 7)

Marx hatte in den Jahren um 1860 in den „Theorien über den Mehrwert“ Gottfried Ephraim Lessings Polemik gegen Voltaires Versuch eines Epos über König Heinrich IV. zustimmend aufgegriffen: „Also z.B. der kapitalistischen Produktionsweise entspricht eine andre Art der geistigen Produktion als der mittelalterlichen Produktionsweise. [...] Z.B., kapitalistische Produktion ist gewissen geistigen Produktionszweigen, z.B. der Kunst und Poesie, feindlich. Man kommt sonst auf die Einbildung der Franzosen im 18. Jahrhundert, die Lessing so schön persifliert hat. Weil wir in der Mechanik etc. weiter sind als die Alten, warum sollten wir nicht auch ein Epos machen können? Und die Henriade für die Iliade!“ (MEW, Bd. 26/1, S. 257; Lifschitz, S. 54)

In den 1857/58 konzipierten „Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie“ analysierte Marx das „unegale“ Verhältnis der Entwicklung der materiellen Produktion, z.B. zum künstlerischen, aber auch zum juristischen Überbau näher: „Überhaupt der Begriff des Fortschritts nicht in der gewöhnlichen Abstraktion zu fassen. [...] Der eigentlich schwierige Punkt, hier zu erörtern, ist aber der, wie die Produktionsverhältnisse als Rechtsverhältnisse in ungleiche Entwicklung treten. Also z.B. das Verhältnis des römischen Privatrechts [...] zur modernen Produktion.“

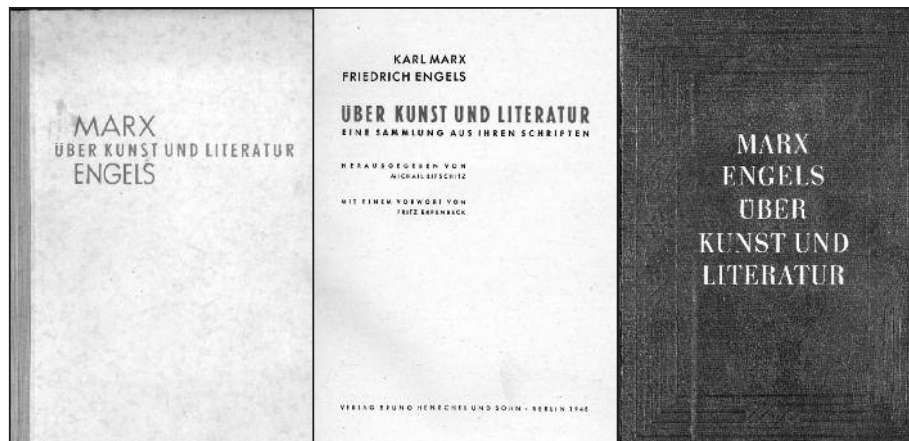
Gerade für die Literatur gilt es Marx als erwiesen, dass „bestimmte Blütezei-

ten derselben keineswegs im Verhältnis zur allgemeinen Entwicklung der Gesellschaft, also auch der materiellen Grundlage“ stehen: „Z.B. die Griechen verglichen mit den modernen oder auch Shakespeare. Von gewissen Formen der Kunst, z.B. dem Epos, sogar anerkannt, dass sie, in ihrer Weltepoche machenden, klassischen Gestalt nie produziert werden können, sobald die Kunstproduktion als solche eintritt; also dass innerhalb des Berings der Kunst selbst gewisse bedeutende Gestaltungen derselben nur auf einer unentwickelten Stufe der Kunstentwicklung möglich sind.“

Angesichts des unwiederbringlich versunkenen Zeitalters des [homerischen] Epos stellt sich die Schwierigkeit, warum die klassische griechische Literatur unter den Bedingungen einer arbeitsteilig warenproduzierenden bürgerlichen Gesellschaft so großen Gefallen findet und immer noch „ewigen Reiz“ ausübt: „Nehmen wir z.B. das Verhältnis der griechischen Kunst und dann Shakespeares zur Gegenwart. Bekannt, dass die griechische Mythologie nicht nur das Arsenal der griechischen Kunst, sondern ihr Boden. Ist die Anschauung der Natur und der gesellschaftlichen Verhältnisse, die der griechischen Phantasie und daher der griechischen [Mythologie] zugrunde liegt, möglich mit Selfactors [automatischen Spinnmaschinen] und Eisenbahnen und Lokomotiven und elektrischen Telegraphen? Wo bleibt Vulkan gegen Roberts et Co., Jupiter gegen den Blitzableiter und Hermes gegen den Crédit mobilier?“

Oder wie Marx 1857 weiter variiert: „Ist Achilles möglich mit Pulver und Blei? Oder überhaupt die Iliade mit der Druckerpresse oder gar Druckmaschine? Hört das Singen und Sagen und die Muse mit dem Pressbengel nicht notwendig auf, also verschwinden nicht notwendige Bedingungen der epischen Poesie. Aber die Schwierigkeit liegt nicht darin zu verstehen, dass griechische Kunst und Epos an gewisse gesellschaftliche Entwicklungsformen geknüpft sind. Die Schwierigkeit ist, dass sie für uns noch Kunstgenuss gewähren und in gewisser Beziehung als Norm und unerreichbare Muster gelten.“ (MEW, Bd. 13, S. 640–642; Lifschitz, S. 21)

Marx und Engels kannten auch die aus Ludwig Feuerbach hergeleitete materialistische Ästhetik des russischen revolutionären Demokraten und „utopischen Sozialisten“ Nikolai G. Tschernyschewskij. Engels sprach 1874 in einer Streitschrift gegen Michail Bakunin von den



Erste und sechste Auflage der von Michail Lifschitz herausgegebenen Publikation „Marx und Engels über Kunst und Literatur“ im Henschel-Verlag (1948 und 1953)

beiden Radikaldemokraten Tschernyschewskij und Nikolai A. Dobroljubow als „sozialistischen Lessings“. Tschernyschewskij glaube, so Engels weiter, dass es einen direkten Weg vom „russischen Bauernkommunismus“ zum „modernen sozialistischen Gemeineigentum an allen Produktionsmitteln“ gibt. (MEW, Bd. 18, S. 540 und 664f.; Lifschitz, S. 235–237)⁶

Marx' und Engels' Kritik der Romantik

Mit Hegel und dessen (auch jakobinisch angeleiteter) Verehrung der griechischen Antike wandten sich Marx und Engels gegen die „moderne Mythologie“ der Romantik – gegen das irrational „Mystische, Räthselhafte, Wunderbare und Ueberschwengliche“, wie dies Heinrich Heine 1835 in seiner „Romantischen Schule“ formuliert hat.

Marx' frühe Auseinandersetzung mit der „christlichen Kunst“, mit der romantischen Mystik, mit dem religiös bigotten Obskurantismus der „mondbeglänzten Zaubernacht“ ist nur indirekt belegt. Offenkundig lehnt er deren Auftreten unter dem Schein des geschichtlich Außerordentlichen, unter dem Schein einer skeptischen Gedankentiefe, einer aufklärungsfeindlichen sentimental Herzlichkeit oder einer freien Genialität bei gleichzeitiger gegenrevolutionärer Hinnahme von feudalherrlicher Unterdrückung, von religiösem Aberglauben, von Habgier und von Ausbeutung ab. Öffentlich formuliert dies Marx 1842 in seiner Abrechnung mit dem „philosophischen Manifest der historischen Rechtsschule“: „Ist daher Kants Philosophie mit Recht als die deutsche Theorie der französischen Revolution zu betrachten“, auch wenn sich Kants praktische Vernunft „bei dem bloßen ‚guten Willen‘“ beruhigt und Kant dessen Verwirk-

lichung angesichts der „Ohnmacht, Gedrücktheit und Misere der deutschen Bürger ... ins Jenseits“ verlegt, so ist Savignys Rechtshistorismus bzw. Hugos Naturrecht die offene deutsche Theorie des ancien régime. Ende 1843 spricht Marx dann in der Einleitung „zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ von der rechtshistorischen und damit auch von der romantischen Richtung als einer Schule, die „jeden Schrei des Leibeigenen gegen die Knute für rebellisch erklärt, sobald die Knute eine bejahrte, eine angestammte, eine historische Knute ist“. (MEW, Bd. 1, S. 80f. und 380; Lifschitz, S. 189)⁷

Friedrich Engels erprobte seine frühe – noch vorsozialistische – Romantik-Kritik 1842 etwa an Hand von „Schelling und die Offenbarung“, an Hand von Schellings „mythologischen und theosophischen Phantastereien“, dessen spätem gegen Hegel gerichteten Versuch, „die Versöhnung von Glauben und Wissen, von Philosophie und Offenbarung zustande zu bringen“, an Hand von Schellings Bemühen, die Vernunft als „schlechthin impotent“ abzutun, also am „Versuch, Autoritätsglauben, Gefühlsmystik, gnostische Phantasterei in die freie Wissenschaft des Denkens hineinzuschmuggeln“. (MEW, Ergänzungsband II, S. 178f.)⁸

Deutsche literarische Vertreter der Romantik wie Novalis, Clemens Brentano oder die Brüder Schlegel finden bei Marx und Engels keine Erwähnung. Stellvertretend gilt, was sie über Francois Chateaubriand als französischen Protagonisten dieser Richtung anmerken. Marx hält diesen im Oktober 1854 für einen der Restauration dienenden „Schönschreiber, der aufs widerlichste den vornehmen Skeptizismus und Voltairianismus des XVIII. Jahrhunderts mit dem vornehmen Sentimentalismus und

Romantizismus des XIX. vereint“ (MEW, Bd. 28, S. 404; Lifschitz, S. 193)

Und im November 1873 merkte Marx wieder in einem Brief an Engels an: Wenn Chateaubriand „in Frankreich so berühmt geworden ist, so, weil er in jeder Hinsicht die klassischste Inkarnation der französischen vanité, und diese vanité nicht im leichten frivolen Achtzehntenjahrhundertgewand, sondern romantisch verkleidet und in neugebacknen Redewendungen stolzierend; die falsche Tiefe, byzantinische Übertreibung, Gefühlskoketterie, buntfarbige Schillerei, word painting, theatralisch, sublime, in einem Wort ein Lügenmischmasch, wie er noch nie in Form und Inhalt geleistet worden.“ (MEW, Bd. 33, S. 96; Lifschitz, S. 193)

Marx und Engels über den „romantischen Antikapitalismus“

Im „Manifest der Kommunistischen Partei“ rechneten Marx und Engels mit der Literatur des romantischen Antikapitalismus ab, so mit jener des feudalen und kleinbürgerlichen Sozialismus. Die Vertreter einer restaurativen Aristokratie klagten aus eigennützigen Motiven die kapitalistische Verelendung an, zeigten sich als wenig glaubwürdige Ankläger der Bourgeoisie „im Interesse der exploitierten Arbeiterklasse“: „Auf diese Art entstand der feudalistische Sozialismus, halb Klagelied, halb Pasquill, halb Rückhall der Vergangenheit, halb Dräuen der Zukunft, mitunter die Bourgeoisie ins Herz treffend durch bittres, geistreich zerreißendes Urteil, stets komisch wirkend durch gänzliche Unfähigkeit, den Gang der modernen Geschichte zu begreifen. Den proletarischen Bettelsack schwenkten sie als Fahne in der Hand, um das Volk hinter sich her zu versammeln. Sooft es ihnen aber folgte, erblickte es auf ihrem Hintern die alten feudalen Wappen und verlief sich mit lautem und unehrerbietigem Gelächter. Ein Teil der französischen Legitimisten und das Junge England gaben dies Schauspiel zum besten.“ (MEW, Bd. 4, S. 483; Lifschitz, S. 191f.)

Auch die sich vom Abstieg in das Proletariat bedroht fühlende Kleinbürgerschaft stimmt literarische Klagelieder an. Mit der Kapitalismuskritik Jean Sismondis enthüllt der kleinbürgerliche Sozialismus „die gleisnerischen Beschönigungen“ der bürgerlichen Ökonomen: „Er wies unwiderleglich die zerstörenden Wirkungen der Maschinerie und der Teilung der Arbeit nach, die Konzentration der Kapitalien und des Grundbesitzes,



Grab von Michail Lifschitz am Kunzewoer Friedhof in Moskau

die Überproduktion, die Krisen, den notwendigen Untergang der kleinen Bürger und Bauern, das Elend des Proletariats, die Anarchie in der Produktion, die schreienden Missverhältnisse in der Verteilung des Reichtums, den industriellen Vernichtungskrieg der Nationen untereinander, die Auflösung der alten Sitten, der alten Familienverhältnisse, der alten Nationalitäten. Seinem positiven Gehalte nach will jedoch dieser Sozialismus entweder die alten Produktions- und Verkehrsmittel wiederherstellen und mit ihnen die alten Eigentumsverhältnisse und die alte Gesellschaft, oder er will die modernen Produktions- und Verkehrsmittel in den Rahmen der alten Eigentumsverhältnisse, die von ihnen gesprengt wurden, gesprengt werden mussten, gewaltsam wieder einsperren. In beiden Fällen ist er reaktionär und utopistisch zugleich. Zunftwesen in der Manufaktur und patriarchalische Wirtschaft auf dem Lande, das sind seine letzten Worte.“ (MEW, Bd. 4, S. 484f.; Lifschitz, S. 192)

Friedrich Engels hat 1843/44 für die „Deutsch-Französische Jahrbücher“ Thomas Carlyles „Past and Present“ als Werk eines romantischen Antikapitalisten mit gewisser Anerkennung besprochen. Engels übersah aber nicht Carlyles „Kultus des Genies“, sein Ausgehen von einer „törichtigen Romantik“, seine Rede von „wahrer Aristokratie“ oder seine religiöse Verklärung der mittelalterlichen Feudalherrschaft.

Mit Recht zeigt Carlyle aber – so Engels – gegen die liberal bürgerlichen Whigs, dass es unmöglich ist den Charismus des englischen Proletariats zu

liquidieren, ohne die Ursachen, den kapitalistisch verursachten Pauperismus, zu beheben. Vom Standpunkt einer idealistisch rückwärtsgewandten Kapitalismuskritik zeichnet Carlyle ein dramatisches Gesellschaftsbild, so Engels durchaus anerkennend: „Das ist die Lage Englands nach Carlyle. Eine faulenzende, grundbesitzende Aristokratie, die ‚noch nicht einmal gelernt hat, still zu sitzen und wenigstens kein Unheil anzustiften‘, eine arbeitende Aristokratie, die im Mammonismus versunken ist, [...] ein

durch Bestechung gewähltes Parlament, eine Lebensphilosophie des bloßen Zusehens, des Nichtstuns, des Laissez-faire, eine ausgeschlossene bröcklige Religion, eine totale Auflösung aller allgemeinen menschlichen Interessen, eine universelle Verzweiflung an der Wahrheit und der Menschheit und infolgedessen eine universelle Isolierung der Menschen auf ihre ‚rohe Einzelheit‘, eine chaotische, wüste Verwirrung aller Lebensverhältnisse, ein Krieg aller gegen alle, ein allgemeiner geistiger Tod, Mangel an ‚Seele‘, d.h. an wahrhaft menschlichem Bewusstsein: eine unverhältnismäßig starke arbeitende Klasse, in unerträglichem Druck und Elend, in wilder Unzufriedenheit und Rebellion gegen die alte soziale Ordnung, und daher eine drohende, unaufhaltsam voranrückende Demokratie – überall Chaos, Unordnung, Anarchie, Auflösung der alten Bande der Gesellschaft, überall geistige Leere, Gedankenlosigkeit und Erschlaffung.“ (MEW, Bd. 1, S. 537f.; Lifschitz, S. 199f.)

Sogar unmittelbar nach der gescheiterten bürgerlichen Revolution von 1848 erkennt Engels 1850 an, dass Carlyles Klage über die verfaulenden sozialen Institutionen „gerecht“ ist, auch wenn sie im Zeichen eines irrationalen Heroen-Kultus, einer pseudopanteistischen neuen Religiosität steht: „Thomas Carlyle hat das Verdienst, literarisch gegen die Bourgeoisie aufgetreten zu sein, [...]“. Aber in allen diesen Schriften hängt die Kritik der Gegenwart eng zusammen mit einer seltsam unhistorischen Apotheose des Mittelalters“. Carlyles Gesellschaftskritik, seine Kritik der „freien Konkurrenz“ löst sich in einen „Geniekultus“ auf. Die

geschichtliche Entwicklung verflüchtigt sich bei Carlyle „zur einfachen Moral aus der Zauberflöte und zu einem unendlich verkommenen und banalisierten Saint-Simonismus“. Carlyle fürchtet schlussendlich nämlich die plebejische „rote Republik“. Aus seinem „hoch betauernden Edelmut“ und aus seinem „Phrasen- und Sentenzhimmel“ stürzt Carlyle notwendiger Weise doch in die „unverhüllte Niedertracht“ ab. So enden alle seine literarischen Angriffe „gegen die Bourgeoisverhältnisse und -ideen“ in der antidemokratischen „Apotheose“ der bürgerlichen Verhältnisse: „Die ‚neue Ära‘, worin der Genius herrscht, unterscheidet sich von der alten Ära also hauptsächlich dadurch, dass die Peitsche sich einbildet, genial zu sein. Der Genius Carlyles unterscheidet sich vom ersten besten Gefängniszerberus oder Armenvogt durch die tugendhafte Entrüstung und das moralische Bewusstsein, dass er die Paupers nur schindet, um sie zu seiner Höhe zu erheben. Wir sehen hier den hochbetauernden Genius in seinem welterlösenden Zorn die Infamien der Bourgeois phantastisch rechtfertigen und übertreiben. Hatte die englische Bourgeoisie die Paupers den Verbrechern assimiliert, um vom Pauperismus abzuschrecken, hatte sie das Armengesetz von 1834 geschaffen, so klagt Carlyle die Paupers des Hochverrats an, weil der Pauperismus den Pauperismus erzeugt.“ (MEW, Bd. 7, S. 264f.; Lifschitz, S. 201f.)

Engels gegen den „deutschen Sozialismus in Versen und Prosa“

Im „Manifest“ schließen Marx und Engels die in der „Deutschen Ideologie“ Mitte der 1840er Jahre einsetzende Kritik des „wahren Sozialismus“ und damit die Auseinandersetzung mit der Literatur eines ethisch moralisierenden „Liebessozialismus“ ab. In der „Deutschen Ideologie“ werfen sie 1845 dem „wahren Sozialismus“ vor, „einer Masse jungdeutscher Belletristen, Wunderdoktoren und sonstiger Literaten eine Tür zu Exploitation der sozialen Bewegung“ eröffnet zu haben.

Im „Manifest“ erklären sie die Flut an deutscher klagend jammernder Sozialliteratur aus der „deutschen Misere“, also aus den geschichtlich verzögerten Klassenkämpfen etwa gegenüber Frankreich. Soziale Kämpfe verlagern sich unter zurückgebliebenen Verhältnissen auf die Ebene des idealen philosophischen und ästhetischen Scheins: „So hatten für die deutschen Philosophen des 18. Jahrhunderts die Forderungen der ersten franzö-



Bücher von Michail Lifschitz in der Reihe „Fundus-Bücher“ des Dresdner Verlags für Kunst (1960 und 1971)

sischen Revolution nur den Sinn, Forderungen der ‚praktischen Vernunft‘ im allgemeinen zu sein, und die Willensäußerungen der revolutionären französischen Bourgeoisie bedeuteten in ihren Augen die [Immanuel Kant’schen] Gesetze des reinen Willens, des Willens, wie er sein muss, des wahrhaft menschlichen Willens. [...] Die deutschen Literaten [...] schrieben ihren philosophischen Unsinn hinter das französische Original. Z.B. hinter die französische Kritik der Geldverhältnisse schrieben sie ‚Entäußerung des menschlichen Wesens‘, hinter die französische Kritik des Bourgeoisstaates schrieben sie ‚Aufhebung der Herrschaft des abstrakt Allgemeinen‘ usw. Die Unterschiebung dieser philosophischen Redensarten unter die französischen Entwicklungen taufen sie ‚Philosophie der Tat‘, ‚wahrer Sozialismus‘, ‚deutsche Wissenschaft des Sozialismus‘, ‚philosophische Begründung des Sozialismus‘ usw.“ An die Stelle „wahrer Bedürfnisse“ setzten sie „das Bedürfnis der Wahrheit, und statt der Interessen des Proletariats die Interessen des menschlichen Wesens“. Sie propagierten einen Menschen, „der keiner Klasse, der überhaupt nicht der Wirklichkeit, der nur dem Dunsthimmel der philosophischen Phantasie angehört“. (MEW, Bd. 4, S. 485f.; Lifschitz, S. 259f.)

Friedrich Engels polemisierte Ende 1847 in der „Deutsch-Brüsseler-Zeitung“ gegen einen „deutschen Sozialismus in Versen und Prosa“, gegen einen resignativ auf Mitmenschlichkeit abstellenden „pomphaft-weinerlichen Sozialismus“, wie er ihn etwa in den hilflos pathetischen Klagen über den „armen Mann“ bei Karl Grün oder Karl Beck vorfand. In Karl Becks „Liedern vom armen Mann“ findet Engels nicht den kämpfend drohenden, sondern nur den bittstellend demütigen, den unterwürfigen, den ohnmächtigen Proleten fernab aller praktischen Kämpfe vor. Beck ap-

pelliert kleinmütig an die soziale Gesinnung der Reichen, etwa an jene des Hauses Rothschild. Er verliert sich in endlosen moralisch sentimentalen Reflexionen. Beck klagt, dass die Großbankiers keine sozialistischen Menschenfreunde sind: „Gleich in der Ouvertüre konstatiert [Beck] seine kleinbürgerliche Illusion, dass das Gold nach Rothschilds ‚Launen herrscht‘; eine Illusion, die eine ganze Reihe von Einbildungen über die Macht des Hauses Rothschild nach sich zieht. Nicht die Vernichtung der wirklichen Macht Rothschilds, der gesellschaftlichen Zustände, worauf sie beruht, droht der Dichter; er wünscht nur ihre menschenfreundliche Anwendung. Er jammert, dass die Bankiers keine sozialistischen Philanthropen sind, keine Schwärmer, keine Menschheitsbeglucker, sondern eben Bankiers. Beck besingt die feige kleinbürgerliche Misère, den ‚armen Mann‘, den pauvre hon-teux mit seinen armen, frommen und inkonsequenten Wünschen, den ‚kleinen Mann‘ in all seinen Formen, nicht den stolzen, drohenden und revolutionären Proletarier.“ Becks „Poesie des wahren Sozialismus“ bleibt ohnmächtig in der deutschen „Kleinbürgermisere“, in der „philanthropisch-heuchlerischen Kleinbürgerlichkeit“ gefangen. Beck trägt eine auf Naturdeismus begründete Lehre der „Bruderliebe und praktischen Religion“ vor. Nicht der kämpfende Arbeiterrebell, sondern der „verschämte Arme“ wird zum Helden dieser Literatur. (MEW, Bd. 4, S. 207 und 221; Lifschitz, S. 277)

Auch Karl Grün bietet unter dem Einfluss von Ludwig Feuerbachs ethischer Liebeshumanität fernab aller Kritik der politischen Ökonomie ein „wahrsozialistisches“ Bild von Gefühl, Menschenliebe, Naturpathos, Naturidyll. Jeder kämpferische Arbeitersozialismus geht in „Bonhomie“, in den „verschiedenen Philosophien des Wesens des Menschen“ auf. Grün klagt – so Engels 1847 – über die „Schlechtigkeit der Revolution“. Grün propagiert einen belletristisch ausgeschmückten sozalfriedlichen Saint-Simonismus. Von der wirklichen „sozialen Bewegung“, etwa von den Klassenkämpfen in Frankreich, ahnt Grün nichts. Er fürchtet die „sanskulottische Armee“. Grün interessiert sich abseits aller gesellschaftlichen Widersprüche nur für ein „Evangelium vom Menschen, vom wahren Menschen“. (MEW, Bd. 4, S. 227 und 238)

Der zweite Teil dieses Beitrags folgt in der nächsten Ausgabe.

Anmerkungen:

1/ Vgl. Michail Lifschitz: Karl Marx und die Ästhetik. Dresden 1960 (Fundus-Bücher, Bd. 3), S. 10–14. Vgl. auch ders.: Krise des Häßlichen. Vom Kubismus zur Pop Art. Dresden 1971 (Fundus-Bücher, Bd. 26). Zu Lifschitz vgl. Gudrun Klatt: Vom Umgang mit der Moderne. Lifschitz, Lukács, Lunatscharski, Bloch, Benjamin. Berlin 1984, S. 27–43 und Dmitrij Gutov: Die marxistisch-leninistische Ästhetik in der postkommunistischen Epoche. Michael Lifšic, in: Boris Groys/Anne von der Heiden/Peter Weibel (Hg.): Zurück aus der Zukunft. Osteuropäische Kulturen im Zeitalter des Postkommunismus, Frankfurt/M. 2005, S. 709–737.

2/ Georg Lukács: Es geht um den Realismus (1938), in: ders.: Essays über den Realismus. Neuwied, Berlin 1971 (Werke, Bd. 4), S. 313–343, hier S. 320f.

3/ Vgl. Georg Lukács: Einführung in die ästhetischen Schriften von Marx und Engels (1952), in: ders.: Probleme der Ästhetik, Neuwied, Berlin 1969 (Werke, Bd. 10), S. 205–231 und ders.: Friedrich Engels als Literaturtheoretiker und Literaturkritiker (1935), in: ebd., 505–535.

4/ Georg Lukács: Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog. Frankfurt/M. 1981, S. 140f.

5/ Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844) in: MEW, Ergänzungsband I. Berlin 1981, S. 465–588, hier S. 574.

6/ Marx spricht 1873 im Nachwort zur zweiten Auflage des ersten „Kapital“-Bandes von Tschernyschewskij als dem hervorragenden Kritiker der bürgerlich apologetischen Vulgärökonomie. Lenin war begeisterter Leser von Tschernyschewskijs Roman „Was tun?“ mit der Figur des Revolutionärs Rachmetow. Vgl. Georg Lukács: Tschernyschewskijs Roman „Was tun?“ (1948), in: ders.: Der russische Realismus in der Weltliteratur. Neuwied, Berlin 1964 (Werke, Bd. 5), S. 126–160.

7/ Vgl. Heinrich Heine: Die romantische Schule (1835), in: ders.: Historisch-Kritische Gesamtausgabe, Bd. 8/I. Hamburg 1979, S. 121–249, hier S. 131. Dazu Georg Lukács: Die Romantik als Wendung in der deutschen Literatur, in: ders.: Fortschritt und Reaktion in der deutschen Literatur. Berlin 1950, S. 49–70. Zur Verteidigung einer „sozialistischen Klassik“ gegen die Romantik-Annäherung in der späten DDR, zur Romantik als ideologischem Überbau der gegen die Französische Revolution gerichteten „gegenbonapartistischen Fronde“ vgl. auch Peter Hacks: Zur Romantik. Hamburg 2001.

8/ Über Engels frühe, vorsozialistische Kritik am christlich-romantischen Obskurantismus, über die Einstellung des jungen Engels zu Ludwig Börne und Heinrich Heine, zu Karl Immermann, Karl Gutzkow oder August Platen vgl. Claus Träger: Zur Stellung des Realismusgedankens bei Marx und Engels, in: ders.: Studien zur Realismustheorie und Methodologie der Literaturwissenschaft. Leipzig 1972, S. 7–66, hier S. 13f.

Appeasement und Aggression

KARL WIMMLER

Der Begriff „Appeasement“ hat einen schlechten Ruf. Mit einigem Recht. Er ist untrennbar mit der Politik Großbritanniens gegenüber dem Deutschen Reich insbesondere in den Jahren 1938 und 1939 und dem Namen Neville Chamberlain verbunden. Dieser habe als Ministerpräsident (1937–1940) gegenüber der aggressiven und expansiven Politik Hitlerdeutschlands eine verhängnisvolle Politik der Zugeständnisse und des „Nachgebens“ betrieben, „mit dem aufrichtigen Bemühen, den Frieden zu bewahren“, wie uns das Online-Lexikon Wikipedia erklärt,¹ und einen Kriegsausbruch zu vermeiden. Und er sei mit dieser „Appeasementpolitik“ gescheitert. Erst Ministerpräsident Winston Churchill habe als sein Nachfolger mit der „Appeasementpolitik“ Schluss gemacht und sei Hitlerdeutschland entschieden entgegengetreten, so dass letztlich eine Anti-Hitler-Koalition mit der Sowjetunion und den USA zustande gekommen sei.

Profaschistische Außenpolitik

Ist es nicht seltsam, dass diese Beschreibung, die sich bereits während des Krieges verbreitet hatte, bis heute nahezu unwidersprochen reproduziert wird, obwohl doch einiges dagegen spricht, dass bei der „Appeasementpolitik“ das „aufrichtige Bemühen“, den Frieden zu sichern, im Mittelpunkt stand. Zunächst ist die Verengung der britischen Politik auf jene zwischen Chamberlain und Hitler – gelinde gesagt – einseitig und verharmlosend. „Appeasement“ als geopolitisches Arrangement mit Hitlerdeutschland begann lange vor der Amtszeit von Chamberlain. Die Mehrheit des dominierenden politischen und journalistischen Personals Großbritanniens, insbesondere der konservativen Torsys, vertrat diese Politik spätestens seit Beginn der 1930er Jahre und kürte gerade deshalb 1937 Chamberlain als prononciertesten Vertreter dieser Linie zum Premierminister. Selbst Churchill blieb gegenüber seinem Parteifreund Chamberlain bis 1938 betont loyal.

Am offensichtlichsten zeigte sich vor 1938 die langjährige Strategie der britischen Außenpolitik im Zusammenhang mit dem Spanischen Bürgerkrieg. „1936 war jedem klar, dass eine englische Unterstützung der republikanischen Re-

gierung in Form von Waffenlieferungen für ein paar Millionen Pfund zu einem Zusammenbruch Francos und zu einer durchgreifenden Änderung der deutschen Strategie geführt hätte.“ Es war der Schriftsteller George Orwell, der 1942 diese eindeutige Diagnose stellte. Und weiter: „Der Ausgang des Spanischen Krieges wurde in London, Paris, Rom und Berlin entschieden – jedenfalls nicht in Spanien. [...] Die immer wieder angeführte Uneinigkeit im Lager der Regierung war nicht die eigentliche Ursache der Niederlage.“ – Leider nehmen damalige und heutige KritikerInnen des Kommunismus und die Beschöniger der britischen Politik solche Aussagen Orwells bis heute nicht zur Kenntnis. Orwell wurde noch eindeutiger: „Aber die herrschende Klasse tat in der gemeinsamen, feigsten und heuchlerischsten Weise alles, um Spanien an Franco und die Nazis auszuliefern. Warum? Die Antwort ist einfach – weil sie pro-faschistisch war.“²

Diese Einschätzung erweitert den Begriff dessen, was als Appeasementpolitik bezeichnet wird, erheblich. Nicht etwa ideologische *Gegnerschaft* zum nazistischen deutschen Reich bestimmte diese Politik jahrelang, sondern *Übereinstimmung* in einer entscheidenden Frage, der sowohl geopolitischen wie gesellschaftlichen Goutierung des Faschismus. Orwell sagt darüber hinaus unmissverständlich, dass die britische Regierung „pro-faschistisch“ war und meint damit nicht nur „pro-nationalsozialistisch“. Ist es nicht seltsam, dass man meint, heute mit einer derartigen Aussage eine Neuigkeit verbreiten zu können? Chamberlains Amtsvorgänger Ramsey MacDonald beispielsweise hatte bereits 1932 auf der Konferenz von Lausanne Frankreich gedrängt, den Forderungen Deutschlands nach einer Revision des Versailler Vertrages nachzugeben. Und ein anderer Parteifreund Chamberlains und militanter Vertreter seiner Politik hatte über die Nazis folgendes verlauten lassen: „Nationalismus und Rassismus sind starke Kräfte, die ich jedoch weder als wider-natürlich noch als unmoralisch erachte! Ich kann nicht daran zweifeln, dass diese Leute die Kommunisten aufrichtig hasen. Und ich versichere Ihnen, dass wir an ihrer Stelle das Gleiche empfinden würden.“ Diese Worte sprach Lord Hali-

fax (1881–1959) in den 1930er Jahren über die deutschen Nationalsozialisten.³ Justament von 1938 bis 1940 fungierte Halifax als Außenminister Großbritanniens. Nichtsdestoweniger liest man heute im bereits zitierten, die Tatsachen zuweilen vernebelnden Lexikon: „Halifax' Politik und seine Motivlage wird bis heute kontrovers beurteilt.“ (Wikipedia)

Orwell einmal anders

Man kann bei George Orwell darüber hinausgehende Bekräftigungen seiner Einschätzung finden, wenn man nicht nur einfältig auf seinen Kritiken der kommunistischen und sowjetischen Politik im Spanischen Bürgerkrieg herumreitet, die vorsichtig in „Mein Katalonien“ festgehalten sind. Und man muss auch kein Fan dieses Autors und mancher seiner Urteile sein, wenn man zur Kenntnis nimmt, was er am 21. März 1940 im *New English Weekly* publizierte und was für heutige LeserInnen eher einer Enthüllung gleichkommen mag: Die „unzensurierte Übersetzung von ‚Mein Kampf‘, die erst vor einem Jahr erschienen ist“, sei – so Orwell – „noch von einem Pro-Hitler-Standpunkt veröffent-

ANTIFA-SCHISTISCHE STRATEGIE 1923/2023



Mit Beiträgen von:

Ulrich Schneider (FIR), Anne Rieger (Österreich), Andreas Buderus, Matthias Fritz, Ulrich Sander, Maria Krüger, Gerhard Feldbauer, Erica Caines (USA), Joe Lauria (USA); Rezensionen zum Thema

Weitere Themen:

Atomkriegsgefahr (Scott Ritter), Brasilien (Miguel Torres/ João Carlos Juruna), Mediengesetz in der Ukraine (Maxim Goldarb), »Holodomor«-im Bundestag (Rainer Dörrenbecher), Kontinuität deutscher Außenpolitik (Rudolph Bauer), Vergessener Massenmord in Indonesien (John Roosa), Polykrise und die Linke (Peter Mertens)

136 Seiten

Einzelheft (inkl. Porto) 12,50 €
Jahresabo 54,00 €
ermäßigtes Abo 38,00 €
Jahresabo+PDF 64,00 €
ermäßig. Abo+PDF 48,00 €

Neue Impulse Verlag

Hoffnungstraße 18
45127 Essen

Tel. 0201 | 23 67 57

info@neue-impulse-verlag.de

www.marxistische-blaetter.de



Der britische Premierminister Neville Chamberlain mit Adolf Hitler (1938)

licht“ worden. „Das vom Übersetzer verfasste Vorwort und seine Anmerkungen verfolgen offensichtlich die Absicht, die Raserei des Buches abzumildern und Hitler in einem möglichst freundlichen Licht erscheinen zu lassen. Denn zu diesem Zeitpunkt war Hitler noch ehrenwert. Er hatte die deutsche Arbeiterbewegung zerschlagen, und schon dafür hätte die besitzende Klasse ihm nahezu alles verziehen.“⁴

Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen: Anfang 1939 galt Adolf Hitler in England noch als „ehrenwert“. Zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits Österreich geschluckt, was nichts an der Sympathie für ihn insbesondere seitens des konservativen, kapitalistischen und imperialistischen Großbritanniens ändern konnte; Hauptsache er hatte die Arbeiterbewegung zerschlagen, wonach man sich auch anderswo sehnte. Es ist genau diese Seite der Politik, die heute völlig ignoriert bzw. verschwiegen wird. Tatsächlich ist die britische Politik weniger im Sinne einer Zügelung der deutschen Großmachtpolitik, sondern vor allem insofern „gescheitert“, als es ihr nicht gelungen ist, das NS-Imperium in Abstimmung mit dem britischen zuvörderst gegen die Sowjetunion in Stellung zu bringen. Im Gegensatz dazu wurde seither die „Appeasementpolitik“ verballhornt zu einem allgemeinen Kriegsprinzip: „Nachgeben gegenüber einem Feind ist schädlich.“

Domino-Theorie und Rollback-Politik

Bereits im alten Kalten Krieg wurde diese Argumentation gerne gegen die Sowjetunion gewendet, obwohl diese in den 1930er Jahren zu den schärfsten Kritikern der britischen Politik gehört hatte. Die Befreiungsbewegungen in den (ehemaligen) Kolonialländern wurden nach

1945 als aggressive Ausdehnung des sowjetischen Machtbereichs denunziert, der gegenüber keine „Appeasementpolitik“ betrieben werden dürfe. Zur propagandistischen Untermauerung verkündete der US-Präsident Dwight D. Eisenhower im Jahr 1954 die „Domino-Theorie“, wonach ein Dominostein nach dem anderen der Sowjetunion bzw. dem kommunistischen Bösen anheimfallen werde, wenn die USA dem nicht militärisch einen Riegel verschieben würden. Bereits in den Jahren zuvor war von der Truman-Administration die „Rollback-Politik“ entwickelt worden, die auf eine Zurückdrängung der Sowjetunion und jeder sozialistischen, kommunistischen und anticolonialen Bewegung in der Welt abzielte. In den folgenden Jahrzehnten praktizierte die westliche Führungsmacht die „Rollback-Politik“ nicht nur durch Kriege wie in Korea oder Vietnam, sondern auch durch unzählige Putschunternehmen vom Iran über den Kongo bis Chile usw., und dies hörte bis zum Ende der Sowjetunion nicht auf.

Scheinheilige Analogien

Daran schließt die heutige Propaganda nahtlos an. Faktenbefreit wird behauptet, wenn die Putin-Administration in der Ukraine keine Niederlage erleide, falle ein Dominostein nach dem anderen in russische Hände, beginnend mit den baltischen Staaten. Hans Rauscher behauptete am 19. Februar 2022 im *Standard*, dass Russland „die Schutzmacht USA vom Kontinent vertreiben“ wolle. Wer daher einen Waffenstillstand oder gar Verhandlungen fordere, betreibe dieselbe Politik wie damals Chamberlain gegenüber Hitler – was natürlich das unausgesprochene Einverständnis voraussetzt, den russischen Präsidenten Wladi-

mir Putin mit Adolf Hitler auf eine Ebene zu stellen; bei Slobodan Milošević und Saddam Hussein und den Kriegen gegen Serbien und Irak hat dies zur Rechtfertigung der Aggression ja auch funktioniert. „Russlandverstehler“, so kritisiert etwa die deutsche Bundesakademie für Sicherheitspolitik, betrieben heute „Appeasementpolitik“ gegenüber Russland.⁵

Seltsamerweise wird in umgekehrter Richtung selten argumentiert: Die Regierungen der Russischen Föderation haben seit 1991 einen aggressiven Schritt der NATO nach dem anderen, eine Ausdehnung des Bündnisses in Richtung Russland nach der anderen, mit Aufrufen zur Verständigung, Hinweisen auf gemachte Zusagen und Vorschläge zu Verhandlungslösungen beantwortet, fraglos eine Politik der Zugeständnisse, der Zurückhaltung, der Beschwichtigung und des Entgegenkommens. Niemand charakterisiert diese Linie heute als „Appeasementpolitik“, obwohl Kritiker der Putin-Administration sowohl in Russland als auch außerhalb argumentieren, bereits nach dem Putsch in der Ukraine im Jahr 2014 hätte eine entsprechende Änderung der Politik Russlands erfolgen müssen, um nicht acht Jahre Zeit für die Aufrüstung der Ukraine verstreichen zu lassen.

Es ist hier nicht der Platz zu räsonieren, wie und wann genau ein solcher russischer Politikwechsel zielführend gewesen wäre, ob etwa die UNO und andere politische Kanäle im Weltmaßstab das richtige Forum dazu oder welche militärischen Drohungen oder Maßnahmen sinnvoll gewesen wären. Sicher ist jedenfalls, dass der Missbrauch des Diktums von der „Appeasementpolitik“ und falsche Analogien der heutigen Situation zur Politik Großbritanniens in den 1930er Jahren des 20. Jahrhunderts nicht mehr als propagandistische Rechtfertigungsversuche für aggressive Politik darstellen und eine Verunmöglichung von Friedensinitiativen befördern.

Anmerkungen:

1/ https://de.wikipedia.org/wiki/Edward_Wood,_1._Earl_of_Halifax#Scheitern_als_Au%C3%9Fenminister [13.5.2023].

2/ George Orwell: Die Rache ist sauer. Zürich 1975, S. 30f.

3/ Éric Vuillard: Die Tagesordnung. Berlin 2018, S. 25.

4/ George Orwell: Reise durch Ruinen. München 2021, S. 62.

5/ <https://www.baks.bund.de/de/arbeitspapiere/2019/russland-verstehen-kreml-apologien-als-basis-fuer-appeasement-politik> [21.5.2023].

Harry Belafonte in Wien

MANFRED MUGRAUER

Am 25. April dieses Jahres starb der Sänger und Schauspieler Harry Belafonte in New York im Alter von 96 Jahren. Am 1. März 1927 im New Yorker Stadtteil Harlem als Sohn eines Matrosen aus Martinique und einer Hilfsarbeiterin aus Jamaika geboren, lebte Belafonte als Kind vier Jahre in Jamaika. Nach seiner Rückkehr nach New York im Jahr 1939 konnte er trotz großer Armut die High-School besuchen. 1944 diente er in der US-Marine. Danach jobbte er als Fahrstuhlführer, Verkäufer und Bühnenarbeiter.

Ende der 1940er Jahre nahm Belafonte Schauspielunterricht an der *New School for Social Research*, wo der deutsche Regisseur Erwin Piscator einen Theaterworkshop leitete. 1954 etablierte er sich mit einer eigenen Fernsehshow als Schauspieler und Musiker, bis ihm 1956 mit seinem Album „Calypso“ der Durchbruch gelang. Sein „Banana Boat Song“, der vom Kampf der Hafenarbeiter für gerechten Lohn erzählt, erreichte Kultstatus, das Album verkaufte sich über eine Million Mal. Seine Plattenfirma RCA vermarktete Belafonte fortan als „King of Calypso“. 1960 wurde Belafonte für „Tonight with Belafonte“ als erster Schwarzer mit einem Emmy ausgezeichnet. Er trat gemeinsam mit Bob Dylan, Dianne Reeves, Nana Mouskouri und Miriam Makeba auf und verhalf diesen damit zu noch größerer Popularität. Insgesamt verkaufte Belafonte mehr als 150 Millionen Tonträger.

Belafonte wurde auch für sein politisches und soziales Engagement berühmt. Bei ihm deckten sich seine politische und künstlerische Haltung. Belafonte war aktiv in der schwarzen Bürgerrechtsbewegung und setzte sich gegen rassistische Diskriminierung, gegen Apartheid und den Vietnamkrieg ein. Er verurteilte den Angriff der USA auf den Irak im Jahr 2003 und charakterisierte den US-Präsidenten George W. Bush als Terroristen. Belafonte besuchte mehrmals Fidel Castro und unterstützte den kubanischen Sozialismus. 2016 setzte sich Belafonte im Vorwahlkampf zur US-Präsidentschaft für die Kandidatur von Bernie Sanders ein.

Europa-Tourneen

Als Harry Belafonte 1958 erstmals in Europa gastierte, wurde auch über einen

Auftritt von ihm in der Wiener Stadthalle spekuliert.¹ Das Konzert kam aber letztlich nicht zustande. Zwischen 1976 und 1983 war Belafonte schließlich auf Einladung der Konzertagentur *Stimmen der Welt* regelmäßig in Wien zu Gast. Anfang November 1976, als er zwei Mal im Wiener Konzerthaus auftrat, betonte er während einer Pressekonferenz, er wolle seine Popularität als Künstler als „Plattform für soziale Aussagen ausnützen“, wobei ihm der Freiheitskampf gegen das Apartheidregime in Südafrika ein besonderes Anliegen sei. Er sei mehr als 15 Jahre nicht in Europa zu Gast gewesen aufgrund seines aktiven Einsatzes in der US-Bürgerrechtsbewegung und im Kampf gegen den Vietnamkrieg.²

Ähnlich äußerte sich Belafonte anlässlich eines Konzerts in Düsseldorf vor fortschrittlichen jungen ArbeiterInnen, Lehrlingen und StudentInnen im November 1977, für das er keine Gage verlangte: „Daß ich mit meinen Liedern politische Realitäten aufzeige, daß ich sie nutze, um fortschrittliche politische Bewegungen zu unterstützen, verdanke ich den engen Kontakten und Freundschaften zu Paul Robeson, Pete Seeger, Miriam Makeba oder Dr. Martin Luther King. Sie haben mir geholfen, meinen politischen Standpunkt zu finden.“³ Mit Martin Luther King verband ihn seit Mitte der 1950er Jahre eine Freundschaft, der Schauspieler und Sänger Paul Robeson war für Belafonte seit den 1940er Jahren ein künstlerisches und politisches Vorbild.⁴ In einem Interview bezeichnete er Robeson als den „in meinem Leben bedeutendsten Mann“.⁵ Auch als Belafonte im Oktober 2011 als Stargast der *Viennale* in Wien weilte, wies er auf seine enge persönliche und politische Bindung zu Paul Robeson hin: „Sing dein Lied und sie wissen, wer du bist“, zitierte Belafonte sein Vorbild im Rahmen einer ihm zu Ehren veranstalteten Gala im Gartenbaukino.⁶

1977 trat Belafonte nicht nur in Wien, sondern auch im Linzer Brucknerhaus und im Stefaniensaal in Graz auf. Im November 1979 und November 1981 füllte Belafonte vier Mal den Großen Saal des Konzerthauses. Hohe Wellen schlug Belafontes Österreich-Tournee 1981 aufgrund eines Ekklats anlässlich seines Auftritts in der Linzer Sporthalle. So wurde Belafonte am 1. November

1981 aus rassistischen Gründen der Zutritt zu einem Linzer Nachtlokal verweigert, weil der Besitzer des *City Clubs* keine „dunkelhäutigen, auffallenden Ausländer“ als Gäste wünschte.⁷ In einer Tageszeitung gab der Manager des Lokals die Begründung seines Chefs in folgenden Worten wieder: „Schwarze dürften sowieso nicht hinein, sie kämen meist aus dem Urwald und gingen in eine Diskothek ohnehin nur aus sexuellen Motiven.“⁸ Aufgrund dieses Ekklats entschuldigte sich der damalige Bundesminister für Handel, Gewerbe und Industrie Josef Staribacher bei Belafonte im Namen der Bundesregierung und aller ÖsterreicherInnen – mit dem zweifelhaften Hinweis, „daß es sich bei diesem Vorfall um einen Einzelfall gehandelt hat“.⁹ Gegen den Lokalbesitzer wurde ein Verwaltungsstrafverfahren eingeleitet, es kam jedoch letztlich nicht zum angedrohten Konzessionsverlust.

Aktivist der Friedensbewegung

In Europa wurde Belafonte Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre auch als Aktivist der Friedensbewegung bekannt. Nach dem NATO-Doppelbeschluss im Jahr 1979, eine neue Generation US-amerikanischer Mittelstreckentraketen in Europa aufzustellen, entstand in Europa eine neue Friedensbewegung, an der auch zahlreiche Kulturschaffende beteiligt waren. Am 10. Oktober 1981 trat Belafonte in Bonn bei der großen Friedensdemonstration im Hofgarten vor 400.000 Menschen auf. Darüber hinaus war er am 21. November 1981 in der Dortmunder Westfalenhalle, am 11. September 1982 im Bochumer Ruhrstation und am 3./4. September 1983 im Hamburger St. Pauli-Stadion bei den von der Initiative *Künstler für den Frieden* organisierten Konzerten dabei. Belafonte wurde in dieser Zeit als „die internationale Symbolfigur“ der *Künstler für den Frieden* gewertet.¹⁰

Auch die Wiener Auftritte von Belafonte standen in diesen Jahren ganz im Zeichen seines Engagements für den Frieden: Bei seinem Tournéebesuch in Wien im November 1979 – Belafonte füllte damals vier Mal den Großen Saal des Konzerthauses – sprach er sich für die Ratifizierung des SALT-II-Vertrags durch den US-Senat aus, der nukleare Trägersysteme begrenzen sollte.¹¹ Auch

anlässlich der Wiener Friedensdemonstrationen am 6. November 1981 und 22. Oktober 1983, in deren zeitlichen Umfeld Belafonte in Wien auftrat, meldete er sich zu Wort. Julie Robinson-Belafonte überbrachte den etwa 10.000 TeilnehmerInnen der Kundgebung am 6. November 1981 eine Grußbotschaft ihres Mannes, der zeitgleich im Konzerthaus ein Programm präsentierte, dessen Erlös UNICEF, dem Kinderhilfswerk der UNO, zufloss. Er trete „gegen den Rüstungswahnsinn auf der Welt und gegen die jetzige amerikanische Regierungsscrew“ ein, so Belafonte.¹² Den 100.000 TeilnehmerInnen des Friedensmarsches am 22. Oktober 1983 sandte Belafonte ein Grußtelegramm. Das letzte Lied seines Programms in der Wiener Stadthalle zwei Tage später, „Peace on Earth“, widmete er jenen, die sich an der Friedensdemonstration beteiligt hatten.¹³ Am darauffolgenden Tag trat Belafonte in Berlin beim Friedenskonzert im Palast der Republik der DDR auf.

„Künstler für den Frieden“

Höhepunkt von Belafontes friedenspolitischem Engagement in Österreich war seine Teilnahme beim Konzert von *Künstler für den Frieden* am 6. November 1982 in der Wiener Stadthalle vor 10.000 Menschen. Auf der im Anschluss an das Konzert veröffentlichten Doppel-LP ist Belafonte mit einem Ausschnitt aus seiner Rede und dem gemeinsam mit Letta Mbulu präsentierten Song „Nonqonqo (To Those We Love)“ vertreten. Am Ende sangen alle Mitwirkenden – darunter etwa Konstantin Wecker, Hannes Wader, Esther Bejarano, Ludwig Hirsch, Sigi Maron und André Heller – das Friedenslied „Peace on Earth“ mit von Günter Amendt und Michael Scharang getexteten deutschen Strophen.¹⁴

Bei einer Pressekonferenz anlässlich des Konzerts wurden Journalisten gegen die Beteiligung von KommunistInnen in der Friedensbewegung ausfällig, worauf ihnen Belafonte entgegnete: „Ich bin kein Kommunist. Und wenn ich das sage, so soll das nicht heißen, daß ich den Kommunismus mißbillige. Ich habe Orte in der Welt gesehen, bevor sie kommunistisch wurden und danach. Es ist keine Frage, daß dort, wo ich war, die Lage der Menschen um vieles besser ist als zuvor. Das bedeutet nicht, daß ich keine Fragen bezüglich der neuen Realität habe. [...] Und dann ist es auch eine Tatsache, daß immer dort, wo ein Volk unterdrückt wird und es seine Befreiung anstrebt, es von der kommunistischen



Harry und Julie Belafonte bei einer Pressekonferenz in Wien am 6. November 1981

Bewegung unterstützt wird. Ich kann mich nicht kritisch gegen das Verhalten der Kommunisten in Befreiungskriegen stellen, wenn die USA niemals eine Befreiungsfront unterstützt haben. [...] Die Friedensbewegung hat ein großes Aufgabengebiet zu erfüllen. Und da müssen alle zusammen kämpfen, Kommunisten und Nichtkommunisten, Nichtreligiöse und Religiöse, Schwarze und Weiße, Dicke und Dünne.“¹⁵

Freundschaft mit Otto Langer

Eine wichtige Verbindung Harry Belafontes zu Österreich bestand über den KPÖ-Funktionär Otto Langer. Der 1919 in Wien geborene Langer musste nach dem „Anschluss“ Österreichs im Jahr 1938 aufgrund seiner jüdischen Herkunft in die USA emigrieren, wo er in New York zunächst als Laufbursche bei der Filmfirma Paramount und später bei Metro-Goldwyn-Mayer arbeitete. Seit 1940 im Rahmen der kommunistischen Exilorganisation aktiv, begann Langer in New York mit dem Aufbau einer Gewerkschaft der Filmarbeiter (SOPEG). Nach knapp vier Jahren Kampf um die Anerkennung der Gewerkschaft wurde Langer Zentralbetriebsrat aller 14 Filmfirmen New Yorks. Später wurde er zum freigestellten Gewerkschaftssekretär gewählt, eine Funktion, die er bis zu seiner Rückkehr nach Österreich im April 1948 ausübte.¹⁶ Langer arbeitete in dieser Zeit mit dem damals noch wenig bekannten Sänger Harry Belafonte zusammen, der durch seine Auftritte bei Partys half, mittels Fundraising die Finanzierung der Gewerkschaft zu sichern. Langer war mit Belafonte auch freundschaftlich verbun-

den. Als seine KollegInnen 1948 eine große Abschiedsfeier für Langer organisierten, bot Belafonte dort einen eigens komponierten „Otto-Langer-Calypso“ dar.¹⁷ In den darauffolgenden Jahren arbeitete Langer als Vertriebsleiter der von der KPÖ herausgegebenen Tageszeitung *Volksstimme* und organisatorischer Leiter des alljährlich im Wiener Prater stattfindenden Volksstimmefestes der KPÖ.

Am 11. November 1988, am 12. November 1995 und am 8. April 1998 trat Belafonte noch einmal in der Wiener Stadthalle auf. Als er 2003 zum letzten Mal auf Europa-Tournee ging, gastierte er am 26. März in der neuen Sportarena in Linz. Im Oktober 2011 widmete ihm die *Viennale* eines ihrer Tributes und zeigte fünf seiner Filme sowie Susanne Rostocks Dokumentation „Sing Your Song“ über Belafontes Leben. Ein Jahr später erschien die deutsche Übersetzung seiner Autobiographie „My Song“, in der Belafonte sein Leben als Sänger, Schauspieler und politischer Aktivist Revue passieren lässt.

Anmerkungen:

1/ Kommt Harry Belafonte nach Wien? Stadthalle verhandelt wegen Gage, in: *Neuer Kurier*, 8.8.1958.

2/ OL [Otto Langer]: Belafonte: „Für Kunst mit Aussage“, in: *Volksstimme*, 3.11.1976.

3/ Dann sangen alle ‚Matilda‘, in: *Volksstimme*, 20.1.1978.

4/ Harry Belafonte (mit Michael Shnayerson): *My Song. Die Autobiographie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2012, S. 11.

5/ Harry Belafonte. Was mich bewegt. Gespräche mit Günter Amendt. Hamburg: Kon-

kret Literatur Verlag 1982, S. 135.

6/ <https://www.oe24.at/leute/kino/sing-your-song-49-viennale-belafonte-stellte-seine-doku-vor/44260054> [24.10.2011].

7/ Wien entschuldigt sich bei Harry Belafonte, in: *Die Presse*, 5.11.1981.

8/ Linzer Klub will keine Neger, in: *Arbeiter-Zeitung*, 4.11.1981

9/ Information, in: *Das Menschenrecht. Offizielles Organ der Österreichischen Liga für Menschenrechte*, 37. Jg. (1982), Nr. 1, S. 6.

10/ Harry Belafonte: „Reagan ist nur die Oberfläche“, in: *Volksstimme*, 31.10.1982.

11/ Helmut Ritz: Harry Belafonte zu SALT-II-Vertrag: Nicht ratifizieren wäre ein Wahnsinn, in: *Volksstimme*, 4.11.1979; H.R.: Das Phänomen Belafonte, in: *Volksstimme*, 6.11.1979.

12/ R.L.: Harry Belafonte in Wien: Ein großer Sänger des Friedens, in: *Volksstimme*, 8.11.1981; Vene Maier: Harry Belafonte und seine Botschaft: „Die Kriegstrommel rührt Mr. Reagan“, in: *Volksstimme*, 8.11.1981.

13/ H.R.: Belafonte-Konzert in Wien: Eine Kundgebung für den Frieden, in: *Volksstimme*, 26.10.1983.

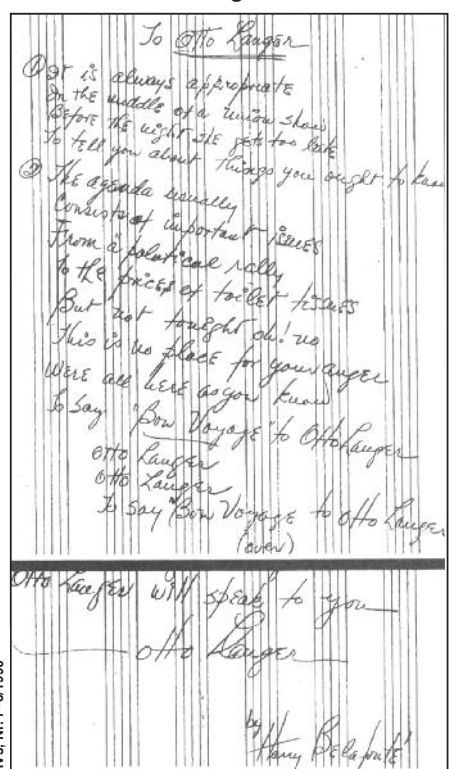
14/ Harry Belafontes Friedenslied, in: *Volksstimme*, 6.11.1982.

15/ Künstler für den Frieden: Harry Belafonte, in: *Volksstimme*, 7.11.1982.

16/ Der Kampf der Filmangestellten, in: *Volksstimme*, 1.9.1988; Der Kampf der Filmangestellten (2), in: *Volksstimme*, 8.9.1988.

17/ DÖW-Interviewsammlung Nr. 349, Interview von Irene Etzersdorfer mit Otto Langer am 30.6.1986, S. 36; Der Otto-Langer-Kalypso im Movie, in: *Volksstimme*, 12.5.1988.

Calypso von Harry Belafonte zum Abschied von Otto Langer 1948



nVs, Nr. 7-8/1996

Spanienkämpferin, Journalistin und Autorin Zum 50. Todestag von Ilse Barea-Kulcsar

Ilse Wilhelmine Elfriede Pollak kam am 20. September 1902 als älteste Tochter des sozialdemokratischen jüdischen Gymnasiallehrers Valentin Pollak und dessen christlicher Ehefrau Alice Zieglmayer-Hamann Edle von Hollenfeld in Wien zur Welt. Die Familie überlebte die NS-Verfolgung in der Emigration: Ilse und ihre Eltern in England, ihr Bruder Willi in Australien und ihre Schwester Lotte in Dänemark.

Zu Ilses Lehrern an der Schwarzwaldschule (die erste Schule in Österreich, an der Mädchen maturieren konnten) zählte Hans Kelsen. Sie studierte von 1920 bis 1928 an der Fakultät für Politik- und Rechtswissenschaften der Universität Wien und war von 1922 bis zu dessen Tod im Jahr 1938 mit Leopold Kulcsar verheiratet. Im Sommer 1925 wurden die Kulcsars in Budapest unter Miklós Horthy aus politischen Gründen verhaftet. Anfang April 1926 konnten sie nach Österreich zurückkehren. Ilses politische Heimat war die Sozialdemokratie, zu der sie nach einer kurzen kommunistischen Periode in den 1920ern (in der Gruppe *Neu Beginnen*) wieder zurückkehrte. Zu ihren Lebensorten zählten das erste Wiener Hochhaus in der Herrngasse und das tschechische, französische, spanische und britische Exil.

Leopold Kulcsar wirkte im Spanischen Bürgerkrieg als Pressechef der Spanischen Botschaft in Prag und Ilse als mehrsprachige und resolute Leiterin in der *Telefónica* in Madrid, wo die Zensurstelle für die Auslandspresse untergebracht war. Dort lernte sie ihren zweiten Ehemann, den spanischen Schriftsteller Arturo Barea, kennen. Ab Februar 1938 lebte das Ehepaar Barea kurz in Paris, politische Gründe bewogen sie nach London zu flüchten. Ilse arbeitete dort im Abhördienst der BBC, übernahm publizistische Tätigkeiten und Übersetzungen und war Bezirksrätin der Labour-Party in Oxfordshire. 1945 veröffentlichte sie mit Arturo Barea „Spain in the Post-war World“. Ilses große Kultur- und Stadtgeschichte „Vienna. Legend and Reality“ (Verlag Faber and Faber 1966) erzählt von Menschen, die Wien so einmalig gemacht haben.

In den 1950ern nahm Ilse Barea ihre verwaiste junge Nichte Uli Rushby-Smith herzlichst auf. Bald nach dem Tod von Arturo Barea im Jahr 1957 besuchte

Ilse wieder Wien, wohin sie 1965 als Journalistin zurückkehrte. Sie arbeitete für ÖGB-Zeitungen und zuletzt in der Gewerkschaft als SPÖ-Bildungsfunktionärin. Am 1. Jänner 1973 starb sie 71-jährig in Wien.

Ihre großteils autobiographische Artikelserie „*Telefónica*“, über ihre Erfahrungen während des Spanischen Bürgerkriegs, erschien 1949 erstmals in der *Arbeiter-Zeitung*. Der Roman „*Telefónica*“ wurde 2019 von Georg Pichler herausgegeben (Edition Atelier). Erich Hackl urteilte über das Buch: „[...] ein Roman, der Staunen macht: Weil er das Geschehen im belagerten Madrid auf ein einziges Gebäude konzentriert, und auf eine überschaubare Zahl von Menschen. Weil er zeigt, was sie alle in sich tragen, an Mut, an Groll, an Angst, an Güte. Weil er hoffnungsfroh endet. Und weil er uns in Gestalt der Autorin mit einer Frau bekanntmacht, deren Leben und Wirken nicht vergessen sein darf.“

Einen Beitrag über Ilse Barea-Kulcsar präsentierte ich mit dem Verein Kunst-Platzl 2020 im *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes*. Das von mir 2021 herausgegebene Buch „Die drei Schwestern. Selma, Berthe und Gundl, geb. Steinmetz. Frauen im Widerstand 1933–1945“ enthält einen Gedenkbeitrag über Ilse und Arturo Barea.

Seit 2021 erinnert eine Gedenktafel an ihrem letzten Wohnort in Wien Favoriten, Bernhardtstalgasse 38. Eine umfassende, von Georg Pichler verfasste Biographie über Ilse Barea-Kulcsar soll nächstes Jahr im Verlag Edition Atelier erscheinen. Dieser Verlag veröffentlichte 2021 auch „Vienna“ von Ilse Barea-Kulcsar unter dem Titel „Wien: Legende und Wirklichkeit“ (übersetzt von Julia Brandstätter und Gernot Trausmuth.). Dank für Infos und Bildmaterial gebührt Ilse Bareas Nichten Uli Rushby-Smith (Verlegerin in London) und Brixi Schultze (Wiener Nichte, Malerin und Autorin). Ilse und Arturo Bareas Nachlass kam durch ihre in England lebende Nichte in die Bodleian Libraries der University of Oxford.



SONJA FRANK

Enrico Berlinguer: ein wahrlich eigenartiger Genosse

MARIO MEMOLI

Die italienische Originalfassung der neuen Biographie über Enrico Berlinguer, die 2014 genau 30 Jahre nach seinem Tod im linken Traditionsverlag Feltrinelli erschienen ist, trägt schlicht den Namen des Portraitierten, während die deutsche Übersetzung mit ihrem Titel neugierig macht auf den „eigenartigen Genossen“. Die Autorin Chiara Valentini, sie kannte Berlinguer gut, befindet die „Eigenartigkeit sowie Einzigartigkeit“ des italienischen Kommunisten für offensichtlich. Und tatsächlich: wer sich mit Berlinguer beschäftigt, wird an vielen Stellen stutzig, manche Manöver irritieren, und vieles wirkt auf den ersten Blick inkonsistent. Der Versuch, diese komplexe Persönlichkeit in ihrem Werdegang nachvollziehbar zu beleuchten, war gewiss kein einfaches Unterfangen, zumal jede/r Linke in Italien eine Meinung zu Berlinguer hat. Zu den Sympathien, die Valentini gegenüber Berlinguer hegt, bekennt sie sich bereits im Vorwort.

Doch wer ist Enrico Berlinguer, dessen Begräbnis 1984 nahezu eineinhalb Millionen Menschen beiwohnten, der den Respekt seiner politischen Gegner genoss und der als Kommunist das Bündnis mit den Konservativen suchte? Valentini beginnt ihre Biographie mit einer Anekdote aus dem September 1943: Die sardische Region Sassari war seit einigen Stunden von den Alliierten de facto befreit, am Gebäude der Provinzverwaltung wehten die Fahnen der Westalliierten – jene der sowjetischen Befreiermacht fehlt. Ein junger Sarde hatte den spontanen Einfall, dass man doch die Fahne der Kommunistischen Partei Italiens hissen solle, da diese der sowjetischen ähnelte. Der Umsetzung des Vorschlags folgte eine Prügelei mit ortsansässigen Faschisten. Es war dies die erste öffentliche politische Aktion des damals 21-jährigen Berlinguer.

Berlinguer wuchs in einer großbürgerlichen Familie in Sardinien auf, seine Familie war katholisch, liberal und demokratisch geprägt. Opposition gegen Mussolini war im Hause Berlinguer eine Selbstverständlichkeit. Über eine Pokerrunde kam der junge Enrico in Kontakt mit kommunistisch gesinnten Kreise. Der Aufbau einer kommunistischen Jugendgruppe brachte ihm Sympathien und das Vertrauen auch älterer GenossInnen ein.

Wegen der Beteiligung an einem Aufstand musste Berlinguer 1944 drei Monate im Gefängnis verbringen, „eine charakterbildende Erfahrung“, wie Valentini ihn zitiert. Danach traf Berlinguer die Entscheidung, sein Jus-Studium abubrechen und sich gänzlich der Parteiarbeit zu widmen. Mit seinem gut vernetzten Bruder Mario ging er zunächst nach Salerno, wo dieser ihm Palmiro Togliatti vorstellte, dem mächtigsten Mann im wiedergegründeten Partito Comunista Italiano (PCI). Togliatti war von Berlinguer beeindruckt und machte ihn zum Leiter des Kommunistischen Jugendverbands, nach Kriegsende wurde er jüngstes Mitglied im Zentralkomitee der Partei. Togliatti übte, wie Valentini nachzeichnet, eine enorme Attraktivität auf den jungen Berlinguer aus: politisch, intellektuell und menschlich. Berlinguer tendierte regelrecht dazu, „seinen Chef nicht nur in der Politik, sondern sogar im Stil und in seiner Art nachzuahmen“.

Mitte der 1950er steckte der Jugendverband in einer Krise, die Mitgliederzahlen gingen zurück, Zeitungen polemisierten „Klassenkampf oder Tischfußball spielen“. Berlinguer ließ sich auf eine Auseinandersetzung mit einem Anwärter auf seinen Posten ein, worauf die Partei eingriff ein und einen Dritten zum neuen Chef der kommunistischen Jugend ernannte. Doch nicht nur der Jugendverband geriet ins Taumeln: Stalins Tod 1953, der Ungarn-Aufstand und die bekannte Chruschtschow-Rede 1956 ließen auch den PCI nicht unberührt. Togliatti übte vorsichtige Kritik an der Sowjetunion und KPdSU. Berlinguer hielt sich in dieser Phase zunächst bedeckt, am ehesten unterstützte er die vorsichtige Haltung Togliattis. Abseits der Öffentlichkeit begann er jedoch zunehmend, Kritik einzufordern und drückte Parteigenossen gegenüber sein Unverständnis gegenüber der sowjetischen Linie hinsichtlich Ungarn aus. Der VIII. Parteikongress des PCI am Ende desselben Jahres stand ganz im Lichte eines Neustarts, Togliatti nahm gar das Wort Neugründung in den Mund. Beschlossen wurde die bekannte Formel der „Einheit in der Verschiedenheit“.

Berlinguer war zu diesem Zeitpunkt nur noch das, was man einen „mittleren Kader“ nennt. Im Folgejahr wurde er zum Verantwortlichen der Parteischule. Doch bereits wenig später ging es wieder

bergauf: Im Zuge der Parteierneuerung wurde Berlinguer überraschend zum Chef für Organisationsfragen bestimmt. 1963 konnte der PCI wieder erste Erfolge seit der Krise feiern. Bei den Parlamentswahlen gewannen die KommunistInnen drei Prozent dazu und erreichten als zweitstärkste Kraft 25 Prozent der Stimmen. Als Togliatti plötzlich starb, wurde Luigi Longo, ein Partisane und langgedienter Parteifunktionär, zum Nachfolger als Generalsekretär gewählt. Longo war von Berlinguers Fähigkeiten ebenso überzeugt wie Togliatti und unterstützte ihn deshalb weiter in seiner Parteikarriere. So wurde er im Zuge der Krise zwischen der UdSSR und China als Vertreter des PCI in beide Länder geschickt.

1968/69 entzündete sich die größte linke Protestwelle im Italien der Nachkriegszeit. Außerparlamentarische Gruppierungen schossen wie Pilze aus dem Boden, Studierendenrevolten und massive Arbeitskämpfe beherrschten die Politik. Es kam auch zu Auseinandersetzungen zwischen ParteikommunistInnen und den außerparlamentarischen AktivistInnen. Als Longo eine Hirnblutung erlitt, wurde Berlinguer am XII. Parteikongress zum stellvertretenden Generalsekretär gewählt. Als solcher äußerte sich Berlinguer positiv gegenüber den sozialen Bewegungen in Italien und erklärte, dass diese eine Leere füllen und der PCI den alleinigen Machtanspruch nicht mehr stellen würde. Auch die parteiinternen DissidentInnen versuchte er, in der Partei zu halten. Rossana Rossanda berichtete Valentini von mehreren Gesprächen, die sie 1972 mit Berlinguer über die Gründung der Zeitschrift *il manifesto* führte, die den offenen Bruch mit der Sowjetunion forderte. Es kam schließlich zu ihrem Parteiausschluss, den Berlinguer verbittert, aber doch mittrug.

Gleichzeitig zum heißen Herbst 1969 und den sich militarisierenden Arbeitskämpfen witterte die extreme Rechte ihre Chance: Sie verübte einen verheerenden Bombenanschlag auf der Piazza Fontana, bei dem 17 Menschen getötet wurden. Die Verstrickungen der Polizei, der Staatssicherheit und der US-Geheimdienste in den Anschlag wären einen eigenen Beitrag wert. Eine bewaffnete Rechte mit Verbindungen in die obersten Staatskreise und ein faschistischer Putsch erschienen nun nicht mehr un-



Enrico Berlinguer im November 1950 in Wien bei der Ratstagung des Weltbunds der demokratischen Jugend (WBDJ)

möglich. Diese Erkenntnis, gepaart mit den Erfahrungen des Putsches in Chile, ließen den Schluss zu, dass selbst eine demokratisch gewählte sozialistische Staatsführung damit rechnen müsse, weggeputscht zu werden. Der daraus logisch erscheinende Schluss: es brauche die Zustimmung der konservativen Kräfte im Land, also auch der christdemokratischen Democrazia Cristiana. Die Stimmen innerhalb der Partie, die in Richtung eines Dialogs mit den Konservativen drängten, wurden lauter und Berlinguer schloss sich ihnen, zunächst zögernd, an.

Im Dezember 1971 kam es zu einem ersten Gespräch zwischen einem der christdemokratischen Führungsfiguren, Aldo Moro, und Enrico Berlinguer. Es war der Anfang dessen, was später als „Historischer Kompromiss“ in die Geschichte eingehen soll. Offiziell ging die Annäherung erst ab 1973 los, nachdem Berlinguer 1972 zum neuen Generalsekretär des PCI gewählt und damit zum wichtigsten Akteur der kommunistischen Partei geworden war. Die Regierung war in einer Krise, da die DC zunächst noch die Zusammenarbeit mit der PCI ablehnte, gleichzeitig aber an der zweitstärksten Partei kaum vorbeikam. Es waren dies jene Jahre, in denen der PCI sich am stärksten als Massenpartei etablieren konnte: zuerst 27 Prozent, 1976 dann 34 Prozent der WählerInnenstimmen. Gleichzeitig wuchs die außerparlamentarische Bewegung, es flammten Konflikte auf, und zahlreiche Jugendliche gingen in den Untergrund. Berlinguer und der PCI entschieden sich, ihre Staatstreue unter Beweis stellen zu wollen und tru-

gen eine Repressionskampagne der Christdemokraten mit. 1978 entführten die Roten Brigaden den Verhandlungsführer der Christdemokraten, mit dem Berlinguer an einem möglichen Bündnis gefeilt hatte, und ermordeten ihn nach 55 Tagen. Damit war der „Historische Kompromiss“ de facto Geschichte.

Neben dem Versuch des „Historischen Kompromisses“ bleibt von Berlinguer politisch vor allem der „Eurokommunismus“ in Erinnerung: 1976 benutzte er diesen etwas schwammigen Begriff erstmals in einer Rede in Paris. Gemeint ist damit jene eigenständige Linie, die der PCI gegenüber den beiden Machtblöcken des Kalten Krieges entwickelt hatte. Die Geburtsstunde des Eurokommunismus markiert Valentini mit einer Wahlversammlung 1975, als Berlinguer gemeinsam mit dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei Spaniens Santiago Carillo eine Erklärung unterzeichnete, in der sie sich der vollständigen Umsetzung der Demokratie verpflichten. Wenig später wiederholte er dieses Prozedere mit Georges Marchais, dem Chef der französischen KommunistInnen. Sie bekannten sich zur pluralistischen Demokratie, zur Meinungs-, Presse- und Parteifreiheit und erteilten damit dem marxistisch-leninistischen Konzept der KPdSU eine Absage. Trotz der Aufregung, die der Eurokommunismus sowohl im bürgerlichen als auch im linken Lager auslöste, war seine Geschichte eine Kurze. Zu unterschiedlich waren die Vorstellungen der drei Parteiführer, zu divers die jeweiligen Ausgangslagen. Die spanischen wie die französischen KommunistInnen kehrten bald wieder auf einen Moskau-freundlichen Kurs zurück, worauf der Eurokommunismus sang- und klanglos von der Bühne verschwand. Valentini macht am Scheitern des Eurokommunismus als transnationales Projekt im Jahr 1977 erste Anzeichen der Krise Berlinguers fest.

Nach der Ermordung Moros befand sich der PCI in der politischen Isolation. 1979 wurden erste Zweifel an seiner Führungsrolle laut. Anfang der 1980er Jahre zeigte Berlinguer zwei Mal Mut: zum einen als er sich 1980 mit streikenden FIAT-ArbeiterInnen solidarisierte und eine Besetzung im Raum stand, zum anderen als er 1981 gegen den katholischen Versuch eines Verbots der Abtreibung kampagnisierte. Das Referendum endete mit knapp 70 Prozent für das Frauenrecht. Obgleich weiterhin Publikumsliebbling, stellte der damals 60-jährige Berlinguer 1982 erstmals einen mög-

lichen Abgang in den Raum. Valentini beschreibt ihn als müde und ausgelaugt. Dennoch genoss er besonders unter Frauen und jungen Parteigenossen weiterhin großes Ansehen. Im Juni 1984, im Zuge der Europawahlen, musste Berlinguer bei einem Auftritt in Padua sichtlich geschwächt die Bühne verlassen. Vier Tage später, am 11. Juni 1984, verstarb er. Dem Begräbnis wohnten eineinhalb Millionen Menschen bei, darunter zahlreiche Ehrengäste aus dem Ausland. Wenige Tage später überholte der PCI zum ersten Mal in seiner Geschichte die Christdemokraten und wurde stärkste Kraft bei Wahlen.

Im Februar 1991 wurde mit dem Partito Comunista Italiano eine der stärksten und einflussreichsten kommunistischen Parteien des Westens aufgelöst. Der PCI war stets in den Massen verankert und die stärkste Oppositionspartei Italiens, weit vor den SozialdemokratInnen. Gleichzeitig ist das Erbe des PCI nicht unumstritten: Speziell die 1970er- und 80er Jahre sind von einer Ambivalenz geprägt. Fast verbissen suchte man die Nähe zur politischen Kontrahentin, der Democrazia Cristiana. Eben jene Jahrzehnte sind es, die maßgeblich auch von Berlinguer geprägt wurden. Ihm wurde und wird deshalb mitunter auch Verrat an den kommunistischen Idealen vorgeworfen, es war und ist die Rede von einer Sozialdemokratie in kommunistischem Gewand.

Chiara Valentini hat mit ihrer Berlinguer-Biographie ein ausgezeichnetes, erhellendes Buch geschrieben. Zahlreiche neue Quellen, die sie durch persönliche Gespräche mit ZeitzeugInnen in Erfahrung gebracht hat, geben dem Buch einen spannenden und informativen Charakter. Mehrere Anekdoten machen die Lektüre zu einer kurzweiligen Erfahrung. Valentini erweist sich als ausgezeichnete Kennerin der italienischen Geschichte und Politik, weshalb es sich bei ihrem Buch gewissermaßen auch um eine Geschichte der italienischen Innenpolitik handelt. Etwas zu kurz kommt die Kritik an Berlinguer, Valentinis Sympathien für ihn sind offenkundig sehr stark ausgeprägt. Wer an einer weiteren kritischen Bewertung seiner Politik interessiert ist, der/dem seien auch Werke aus einer anderen Perspektive, etwa jene von Rossana Rosanda oder Lucio Magri empfohlen.

Chiara Valentini: Der eigenartige Genosse Enrico Berlinguer. Kommunist und Demokrat im Nachkriegseuropa. Bonn: J.H.W. Dietz 2022, 480 S., 32,95 Euro

Peter Autengruber/Ursula Schwarz: *Lexikon der Wiener Gemeindebauten. Namen – Denkmäler – Sehenswürdigkeiten. Wien: Verlag Wundergarten 2023, 271 S. und 32 Bildseiten, 24,90 Euro*

Der Wiener Historiker Peter Autengruber ist als Autor des „Lexikons der Wiener Straßennamen“ einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden. Nun hat er gemeinsam mit Ursula Schwarz vom *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes* ein weiteres Nachschlagwerk, ein „Lexikon der Wiener Gemeindebauten“, herausgegeben. Das Buch erfasst in alphabetischer Reihenfolge all jene Wiener Gemeindebauten, die nach Persönlichkeiten oder Verkehrsflächen (etwa der „Fuchsenfeldhof“) benannt wurden. Mit Stichtag 1. Jänner 2023 gab es in Wien 386 benannte Gemeindebauten. Angeführt werden das Benennungsdatum, die Anzahl der Wohnungen sowie die ausführenden ArchitektInnen. Über die 344 durch Benennungen geehrten Personen finden sich ausführliche biografische Angaben.

Der Band wird durch einen kurzen geschichtlichen Abriss über die seit den 1920er Jahren erbauten Wiener Gemeindebauten eingeleitet. Hierin finden sich auch Informationen über Umbenennungen in den Jahren nach 1934 bzw. 1938 und Rückbenennungen nach 1945. Dem eigentlichen Lexikon vorangestellt werden einige typische Gemeindebauten wie der Barbara-Prammer-Hof, der Georg-Emmerling-Hof, der Heimhof, der Karl-Wrba-Hof und die Wohnhausanlage Sandeilen.

In Schwerpunkt des Bandes ist das Thema „Kunst im Gemeindebau“. Aufgelistet werden Denkmäler, Kunstwerke und sonstige Sehenswürdigkeiten, die in den einzelnen Gemeindebauten zu sehen sind. Einige ausgewählte KünstlerInnen (etwa Maria Biljan-Berger, Wander Bertoni, Siegfried Charoux, Alfred Hrdlicka und Hans-Robert Pippal) werden ebenso vorgestellt wie aktuelle künstlerische Interventionen im Gemeindebau. Näher portraitiert werden die Architekten Franz Hubert Matuschek, Siegfried Theiß und Hans Jaksch sowie die Architektin Eugenie Pippal-Kottinig. Im Anhang findet sich ein Verzeichnis aller KünstlerInnen und ArchitektInnen (Kurzbiographien und Auflistung ihrer Bauten). Bei der näheren Beschäftigung mit den ArchitektInnen erlebt man auch so manche Überraschung, etwa dass ausgerechnet ein Paradebau wie der Friedrich-Engels-Hof von einem Deutschnationalen und

späteren illegalen Nationalsozialisten (Franz Kaym) miterbaut wurde.

Das Buch ist sehr attraktiv ausgestattet und beinhaltet zahlreiche Abbildungen, nicht nur von den Fassaden der einzelnen Wohnhausanlagen, sondern auch von den in den Bauten zu sehenden Kunstwerken.

MANFRED MUGRAUER

Eduardo Pogoriles: *Mandls falsche Memoiren. Eine Schurkengeschichte. Aus dem argentinischen Spanisch von Erich Hackl. Wien: Marsyas-Verlag 2023, 96 S., 20 Euro*

Knapp 20 Bücher lateinamerikanischer Autoren hat Erich Hackl mittlerweile übersetzt. Mit der neuerlichen Übersetzungsarbeit lenkt er die Aufmerksamkeit der Leserschaft auf ein Buch des im deutschen Sprachraum eher unbekannten argentinischen Autors Eduardo Pogoriles. Hackl beweist mit seiner Übersetzung erneut ein gutes Händchen. Pogoriles' Buch lässt tief in die Jahre des Austrofaschismus blicken und offenbart, wie das Getriebe des Faschismus funktionierte. Es geht in diesem Buch um keinen geringen als den österreichischen Waffenfabrikanten Fritz Mandl, der verniedlichend als „Patronenkönig“ bekannt wurde, in Wirklichkeit jedoch als skrupelloser Faschist agierte. Er war Linkenhasser, Waffenlieferant und Finanzier der Heimwehr, bekannt mit Mussolini, vielleicht sogar Agent der Nazis in Südamerika. Die so genannte „Hirtenberger Waffenaffäre“ von 1933 illustriert diese unselige Allianz. Aus Italien wurden österreichische Beutewaffen aus dem Ersten Weltkrieg in Mandls Stammwerk in Hirtenberg geschmuggelt, um von dort instand gesetzt an die Heimwehr und die ungarische Armee geliefert zu werden. Der Versuch, den Skandal mit politischen Mitteln aufzuarbeiten, führte schließlich zur Entmachtung des österreichischen Parlaments und zum Beginn des austrofaschistischen Regimes unter Dollfuß.

Nun hatte Mandl erst recht freie Fahrt. So verschossen Mussolini Truppen, die 1936 Äthiopien annektierten, Patronen aus Mandls Werken. Er war eng befreundet mit dem Heimwehrführer Ernst Rüdiger Starhemberg und mit Waldemar Pabst, der für die Morde an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht verantwortlich war. Seine Geschäfte machten ihn zum reichsten Österreicher. In dem Buch wird exemplarisch erzählt, wie die alten Eliten nach dem Ende des Ersten Weltkriegs

mit Hilfe des Faschismus versuchten, ihren Reichtum, der auf der himmel-schreienden Ungerechtigkeit beruhte, dass sich das oberste eine Prozent der Gesellschaft 50 Prozent und mehr des Sozialprodukts aneignete, gegen die erstarkte und auf Umverteilung setzende Arbeiterbewegung zu erhalten. Dank seines prall gefüllten Geldbeutels zog Mandl das Schöne an, was ihm etwas Schillerndes gab und seine Schätzigkeit relativieren sollte. Er war mit der Schauspielerin Hedy Lamarr verheiratet, die damals als schönste Frau der Welt galt, jedoch schon bald vor seinem tyrannischen Verhalten Reißaus nahm. Derartige Geschichten machten ihn zum Liebling der Boulevardpresse, was seine Mächtigkeit noch zu festigen verhalf.

Nach der Annexion Österreichs durch Nazi-Deutschland im März 1938 musste Mandl ins Exil gehen. Als Austrofaschist jüdischer Herkunft hätte er in Österreich nach 1938 nicht überleben können. Mandl floh ins Exil nach Argentinien und unterstützte dort Juan Perón beim Aufbau einer nationalen argentinischen Rüstungsindustrie. Dabei geriet er in das Visier des US-amerikanischen Geheimdienstes, der den Aufbau einer nationalen Rüstungsindustrie in Argentinien verhindern wollte. Mandl musste schließlich Argentinien als Lebensmittelpunkt aufgeben und kehrte nach Europa zurück. Pogoriles Text ist auch die Geschichte eines anderen Exils, nämlich das der Heimwehrspezis, Geschäftsmacher, halbseidenen Elemente und Kriegsgewinnler, die wegen ihrer Herkunft vor den Nazis fliehen mussten, jedoch alles andere als Widerständige waren. Sie trieben in den Kloaken der Macht weiter ihr Unwesen und unterhielten so etwas wie das Schattenreich des Exils.

Interessant ist sicher auch, dass Argentinien schon vor 1945 Zuflucht für Faschisten bot, die dort fleißig die lateinamerikanische Spielart rechtsextremer Unterdrückung zu entwickeln halfen. Nach seiner Rückkehr nach Europa musste Mandl kleinere Brötchen backen, ohne jedoch sehr hart zu fallen. Als Ironie des Schicksals mutet es an, dass er 1950 in Como zufällig auf Orson Welles traf und mit ihm über seinen Freund Mussolini sprach, knapp 30 Kilometer entfernt von Mezzegra, wo der italienische Machthaber im April 1945 erschossen wurde. In den 1950er Jahren stellte sich Mandl als Opfer des Faschismus dar, was den Zusammenhang von Ursache und Wirkung komplett auf den Kopf stellt. Schließlich war er selbst verant-

wortlich für seine eigene Verfolgung, in dem er die stark machte, die ihn verfolgten. Diese Art der Selbstdarstellung und -sicht war eine Verhöhnung derjenigen, die von den Nazis ermordet wurden, im Widerstand waren oder außer Landes getrieben wurden. Auch darf nicht übersehen werden, dass sich Mandl seinen Gang ins Exil von den Nazis ganz ordentlich vergolden ließ. Zudem hielten sich Gerüchte, dass er für den Nazi-Geheimdienst tätig war. Verfolgung sieht doch deutlich anders aus. Und so ist dieser Teil der Biographie auch ein Lehrstück über den konservativen Rollback und den Zynismus der Herrschenden, wenn ein Vorbereiter des Zweiten Weltkriegs in die Opferrolle schlüpfen kann.

Aus Mandls Biographie wird auch klar, warum ein Argentinier über einen Austrofaschisten schreibt, was auf den ersten Blick recht ungewöhnlich anmutet. Mandl hielt sich bis kurz vor seinem Tod immer wieder für längere Zeit in Argentinien auf. Dort lernte ihn der Autor kennen und traf sich bis 1972 regelmäßig mit ihm. Schließlich wurde Pogoriles von Mandl beauftragt, seine Biographie zu schreiben, was jener zunächst nicht wollte. Erst Jahre später, als Pogoriles aufgrund der Militärdiktatur aus Argentinien ins Exil nach Spanien ging, griff er auf seine Aufzeichnungen zurück und begann, intensiv über Mandl zu recherchieren. 1983 brachte er schließlich dessen Geschichte in Form einer Mischung aus Dokumentation und Roman zu Papier.

Pogoriles, der kein gelernter Historiker ist, weiß also, wovon er schreibt. In insgesamt 13 Kapiteln zeichnet er den Lebensweg von Fritz Mandl nach und orientiert sich dabei an dem Leitmotiv, Mechanismen der Macht bloßzustellen. Punktuell und wie mit einem Scheinwerfer wird Mandls Lebensgeschichte beleuchtet. Der Autor verarbeitet die Ergebnisse seiner Recherchen unter anderem in Form von fiktiven Einlassungen, die er Menschen, mit denen Mandl in engem Kontakt stand, unterschiebt. So werden zum Beispiel der argentinische Diktator Juan Perón, der deutsche Waffenfabrikant Fritz Thyssen oder Ernst Rüdiger Starhemberg bemüht, sich zu Wort zu melden. Pogoriles gestaltet ihre vermeintlichen Äußerungen so, dass sie unfreiwillig die Prinzipien von Macht und Unterdrückung offenbaren. Oft bemerkt man beim Lesen, dass Pogoriles viele Jahre als Journalist tätig war, was dem Buch gut tut. Es muss also niemand befürchten, sich durch eine gestelzt geschriebene Dokumentation durcharbeiten zu müssen.

Die an vielen Stellen verwendete direkte Rede, oft aus dem Munde Mandls, macht den Leser zum Teilnehmer der Geschichte. Da Pogoriles den Portraitierten persönlich kannte, kann davon ausgegangen werden, dass sich Mandl tatsächlich wie im Buch dargestellt geäußert haben dürfte. Zum Leseerlebnis wird das Buch auch deshalb, weil die Geschichte gedrängt, temporeich und dabei ganz leicht wie aus dem Ärmel geschüttelt erzählt wird. Es zeugt immer von schriftstellerischer Klasse, wenn man den Erzählfluss nicht bemerkt, sondern beim Lesen mitgetragen wird. Pogoriles' Sprache ist klar, direkt und einfach, ohne banal zu sein. Sie schafft es, Stimmungen und Bilder vor dem Auge des Lesers entstehen zu lassen und erinnert ein wenig an die des Übersetzers Erich Hackl. Vermutlich sind hier zwei in ihrem literarischen Ausdruck Verwandte anzutreffen, was auch ein Grund sein könnte, warum der österreichische Schriftsteller gerade dieses Buch für eine Übersetzung ausgewählt hat. „Mandls falsche Memoiren“, die so gar nicht falsch sind, sondern mehr Wahrheit enthalten als die zum Glück nie erschienen „echten Memoiren“, ist spannend geschriebene Literatur über die Abgründe österreichischer Zeitgeschichte.

STEFAN KRAUS

Jerry Z. Muller: Professor der Apokalypse. Die vielen Leben des Jacob Taubes. Berlin 2022, 927 S., 58 Euro

In der akademischen Sphäre ist der Religionswissenschaftler, Philosoph und Rabbi Jacob Taubes (1923–1989) über die Disziplinengrenzen hinweg längst kein Unbekannter. Er kann bei stetig wachsendem Interesse sogar als eine der großen, vor allem skandalösen Erscheinungen der jüngeren Geistesgeschichte gelten. Zwei Monate vor dem 100. Geburtstag von Taubes erschien nun auch die deutsche Übersetzung seiner Biographie im Jüdischen Verlag bei Suhrkamp. Verantwortlich dafür zeichnet sich der US-amerikanische Historiker Jerry Z. Muller, Spezialist für neuere jüdisch-deutsche Geschichte sowie politischen Konservatismus. An der Biographie arbeitete Muller – selbst mittlerweile Emeritus der Katholischen Universität von Amerika – insgesamt 20 Jahre. Für die zukünftige Auseinandersetzung mit Taubes, bei dem Persönlichkeit, Werk und Lebensgeschichte kaum zu trennen sind, wird die 900-seitige Arbeit einen zentralen Platz beanspruchen können.

Mullers Hauptanliegen zielt dabei auf die Darstellung der Ambivalenz, der „vielen Leben des Jacob Taubes“, wie der Untertitel ankündigt. Als antiliberaler Linksradikaler, „Erzjude“ und „Pauline“ (Taubes), „Scharlatan“ und Gelehrter ist Taubes der „mephistophelische“, „dämonische“ Charakter schlechthin. Mit Bewunderung, aber auch mit Verachtung begegneten ihm daher nicht selten die Zeitgenossen. Wie soll denn auch mit Taubes' Huldigungen für Carl Schmitt, den katholischen Antisemiten und „größten Staatsrechtler dieser Epoche“, seiner Freundschaft mit Armin Mohler, dem Chronisten der „Konservativen Revolution“, oder – ganz schlicht – mit Taubes' Unwillen, Inspirationsquellen oder Zitate als solche auszuweisen, um diese gekonnt zur Selbstinszenierung zu nutzen, umgegangen werden? In Zeiten zunehmender Verwirrung rechter und linker Positionen einerseits (man denke hier etwa an Giorgio Agamben, ebenfalls Schmitt-Adept), ja noch viel mehr der um sich greifenden Tristesse akademischer Borniertheit und Innovationslosigkeit trägt dieses Grenzgängertum wohl einen Großteil zum Faszinosum bei.

Auch das Spezialgebiet von Taubes, die Eschatologie und Apokalyptik, sein umfangreiches Wissen über christliche und jüdische Geistesgeschichte, seine Sprach- und Textkenntnisse sowie die im Geiste von Schmitt und Walter Benjamin stehende Überblendung politischer und theologischer Fragen, macht die (wohl vorwiegend moralische) Entscheidung der Stellung zu Taubes nicht unbedingt einfacher, zumal er in diesen seinen Bereichen große Legitimation besaß. Als in Wien geborener Spross einer traditionsreichen ostjüdischen Rabbinerfamilie und ausgezeichnete Kenner der jüdischen Philosophie sowie der religiösen Praxen arbeitete Taubes sich aus dieser ihm eigenen Perspektive auf unsystematische Weise an den großen Fragen des europäischen Denkens ab. Die Lehre vom Letzten, also Eschatologie (von griech. *ta és-chata*, „die letzten Dinge“), war für ihn seit Anbeginn potenter Fluchtpunkt im philosophisch-historischen Zusammendenken der Sphären. Davon zeugt schon die Dissertation unter dem Titel „Abendländische Eschatologie“ (1947), von der sich ein weiterer Bogen bis zu den späten, posthum veröffentlichten Heidelberger Paulus-Vorträgen spannt. „Die geheime Nahtstelle“, so Taubes in Anlehnung an Benjamin über die Schnittstelle zwischen Politik

und Theologie, „[...] wird durch den Begriff der Macht begründet. Erst wenn das universelle Prinzip der Macht umgestoßen ist, wird die Einheit von Theologie und politischer Theorie aufgehoben sein.“¹ – Oder, um mit Schmitt zu sprechen: „Alle Begriffe der modernen Staatslehre sind säkularisierte theologische Begriffe.“²

Sich selbst der Kritischen Theorie nahe fühlend wirft Taubes Licht auf das christlich-jüdische Substrat des abendländischen „anti-nomischen“ Denkens (von griech. *nómos*, dt. Gesetz) und impliziert dabei stets dessen Aktualität. Die Dissertation hätte ursprünglich „Apokalyptische und Marx'sche Geschichtsanschauung“ heißen sollen. Geblieben ist davon jedoch nur ein abschließendes Kapitel über Marx und Sören Kierkegaard als „säkularisierte“, sich komplementär ergänzende Versionen der Apokalypsik – ein Gedanke, mit dem Taubes an Karl Löwith und Hans Urs von Balthasar anschließt.

Beim Vorhaben der politischen Rehabilitation theologischer Begriffsfelder wie Messianismus, Parusie, Gnosis, *nómos* etc. und dem Versuch, ihnen ihren politischen Gehalt zurückzugeben, war Taubes in illustrier Gesellschaft: Zur gleichen Zeit schrieben Ernst Bloch, Gershom Scholem, Hans Jonas, allesamt wichtige Stichwortgeber in Taubes' Entwicklung, mit denen er später ambivalente Verhältnisse pflegte. Bedeutsam war freilich auch Martin Heidegger, dessen „Vom Wesen der Wahrheit“ (1943) Taubes in der Einleitung seiner Dissertation in die Frage nach dem Wesen der Geschichte umarbeitet: „wie ist überhaupt Geschichte möglich, welches ist der zureichende Grund, darauf Geschichte als Möglichkeit ruht?“³ (Wem Heidegger zu viel des Guten ist, der kann die Einleitung der Dissertation getrost überspringen und wird danach eine bemerkenswerte, wenn auch „zusammengeschusterte“ historische Abhandlung finden!)

Es ist ein Verdienst Mullers, dass er in der biographischen Arbeit nicht nur Taubes' individuellen geistigen Werdegang nachzeichnet, sondern auch ein wissenschaftssoziologisch nicht uninteressantes Panorama der vielen intellektuellen Kreise entwirft, zu denen dieser gehörte bzw. die er streifte. Noch vor dem Anschluss Österreichs an Deutschland übersiedelte die Familie Taubes in die Schweiz (Ausbildung zum Rabbi und Dissertation), zwei Jahre nach Kriegsende ging Taubes nach New York an das Jüdische Theologische Seminar, weilte

einige Jahre in Israel und fand über New York (als Lehrender an der Columbia Universität) in den 1960er Jahren schließlich den Weg nach West-Berlin, wo er ab 1966 einen Lehrstuhl an der Freien Universität innehatte. An all diesen Orte gelang es dem charismatischen Taubes schnell, sich im intellektuellen Milieu zu vernetzen, nicht ohne sich zuweilen darin auch zu verstricken: Schon in der Schweiz wurde er persönlich mit dem Religionsphilosophen Martin Buber und dem Marxisten Lucien Goldmann vertraut; in New York studierte er einige Monate bei dem moderne-kritische Zionisten Leo Strauss, mit dem er über Maimonides diskutierte, und zählte Leo Baeck und Paul Tillich zu seinen Bekannten; in Israel bewegte sich Taubes im Kreis von Gershom Scholem, der sich schließlich erbost über einen Vertrauensmissbrauch von Ersterem abwandte und am 2. Juni 1952 in einem aufschlussreichen Brief an Strauss seiner Enttäuschung Ausdruck verlieh: „[Taubes] benutzt seine unleugbare und grosse Begabung, anstatt ernst und mit Selbstdisziplin und Selbstverleugnung zu arbeiten, zu philosophischen Ludereien [...]. Rhapsodien über Themata von anderen und ungeheuer hoch-tönendes Zeug ohne innere Haltung. Ich habe an dem Jungen nichts mehr ändern können.“ (S. 259)

In Deutschland fand Taubes ebenfalls rasch Anschluss, etwa als Mitglied der berühmten Gruppe „Poetik und Hermeneutik“, zu der u.v.a. Hans Blumenberg, Peter Szondi oder Reinhart Koselleck gehörten. (Auch hier wurde Taubes, wie Muller glänzend darstellt, nicht nur in positiver Erinnerung behalten.) Seine reichhaltigen Kontakte und Verbindungen, etwa über Siegfried Unseld zum Suhrkamp Verlag oder an der FU, nutzte Taubes, um Wissenschaftler nach Berlin zu holen. Historisch fiel die Lehre an der FU mit den 68er-Protesten zusammen, im Rahmen derer Taubes häufig Partei für die rebellierenden Studenten ergriff, z.B. in seiner Verteidigungsrede für Rainer Langhans' und Fritz Teufels Flugblattprozess („burn, warehouse, burn“). Nach Muller avancierte Taubes in dieser seine Sehnsüchte nach dem Apokalyptischen kurzzeitig befriedigenden Periode zu einem der wichtigsten und engagiertesten Verbündeten der Studentenschaft unter den Professoren. Er könnte in diesem Kontext, diese gedankliche Verbindung drängt sich durch Mullers Arbeit nahezu auf, als Paradebeispiel für die von Benedikt Sepp unlängst im Novemberheft 2022 des *Merkur* formulierte

These der „Kritik als identitäre Pose“ erhalten. (Der gleichnamige Aufsatz von Sepp, der eine Linie von der Studentenbewegung zu den so genannten Querdenkern spannt, ist lesenswert und sei hier nebenbei wärmstens empfohlen!)

In der Beschreibung von Taubes Engagement im Zuge der deutschen 68er-Bewegung wird deutlich, dass Muller bei der Konzeption eine US-amerikanische Leserschaft vor Augen hatte, die kaum eingehend mit Protagonisten wie Rudi Dutschke oder den deutschen K-Gruppen bekannt sein dürfte. Trotz dieses stellenweise fremd wirkende Ausgangsniveaus leidet der deutsche Text nicht darunter, viel eher erscheint das 68er-Milieu dadurch aus einer historischen, distanzierten Perspektive – ganz anders als bei denjenigen kanonisierten Werken über die Neue Linke (man denke an Aust, Koenen, Schneider oder Kraushaar), die häufig von desillusionierten deutschen Ex-Maoisten geschrieben wurden und mittlerweile einen fixen Platz in der neuen deutschen Staatserzählung einnehmen.

Taubes' intensive Jahre an der FU beförderten oder fielen zumindest auch mit seinem psychischen Verfall zusammen, der in einem psychotischen Schub 1974/75 vorläufig den Höhepunkt erreichte und ihn nach stationären Aufenthalten in Berlin schließlich wieder nach New York führte. Die nach Muller immer schon hypomane Persönlichkeit Taubes', die sich in klassischen Symptomen wie schneller Langweile, hoher Risikobereitschaft, starker Libido und dem Verletzen sozialer Konventionen äußerte, war wohl auch Hauptgrund für das Scheitern seiner beiden Ehen, der ersten mit Susan Taubes und der zweiten mit Margherita von Brentano. Susan Taubes ließ sich 1961 scheiden und wählte noch während des Drucks ihres an der eigenen Geschichte Anleihe nehmenden Romans „Divorcing“ (1969) den Freitod; Margherita von Brentano trennte sich 1975. In beiden Ehen spielten Taubes' zahlreiche außereheliche Affären eine zentrale Rolle. Überhaupt scheint das offene Libidinöse *die* entscheidende Determinante in Taubes' Leben gewesen zu sein. Seine Verhältnisse zu Frauen, vor allem zu jungen talentierten Wissenschaftlerinnen, die er nicht nur begehrte, sondern auch protegierte, und denen er nicht selten im freundschaftlichen Verhältnis zu akademischen Positionen verhalf, zeigen, dass Taubes' zuweilen genialisch-manipulativer Charakter, den er auch auf wissenschaftlicher Ebene an den Tag legte, zu-

tieft in seiner labilen Persönlichkeitsstruktur verankert war. Muller versucht in seiner Biographie diese Verbindung explizit herzustellen (was ihm gelingt) und zeichnet so auch ein überzeugendes Psychogramm, ohne dabei wesentliche Inhalte von Taubes' wissenschaftlicher Arbeit unter den Tisch zu kehren oder gar zu entwerten – Letzteres ein schwieriger Balanceakt, der von Redlichkeit zeugt.

ALEXANDER HARTL

Anmerkungen:

1/ Jacob Taubes: *Theologie und politische Theorie* [1955], in: ders.: *Vom Kult zur Kultur. Bausteine zu einer Kritik der historischen Vernunft. Gesammelte Aufsätze zur Religions- und Geistesgeschichte*, hg. von Aleida Assmann u.a. Paderborn 22007, S. 267.

2/ Carl Schmitt: *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*. Berlin 102015, S. 43.

3/ Jacob Taubes: *Abendländische Eschatologie*. Berlin 2007, S. 11.

Josef Giefing, Wolfgang Palaver und Cornelius Zehetner (Hg.): Otto Bauer. Ausgewählte Schriften. Band 1: Menschheitskämpfer (2021, 612 S.), Band 2: Der politische Kampf der religiösen Sozialisten Österreichs (2022, 534 S.), Band 3: Stammbuch – Geistliches Tagebuch (in Vorbereitung). Neuhausen: Zeuys Books.

Die Schriften von und über den „kleinen“ Otto Bauer (1897–1986) ergänzen die Geschichte der ArbeiterInnenbewegung, indem sie den *Österreichischen Bund Religiöser Sozialisten* (BRS) fokussieren. Der erste Band der Edition enthält über hundert Beiträge, die Bauer zwischen 1927 und 1934 im *Menschheitskämpfer* (MK), der Zeitschrift des BRS veröffentlichte. Schwerpunkte bilden der antifaschistische Widerstand, das Verhältnis zwischen Sozialismus und Christentum sowie das Überwinden des Kapitalismus. Im zweiten Band zeugen frühe Texte davon, wie sich der BRS konstituierte; spätere Texte reflektieren das sozialistische Engagement retrospektiv. Im dritten Band, der gerade vorbereitet wird, diskutiert Bauer philosophische Grundfragen anhand apokalyptischer Gefahren.

Otto Bauer begründete 1926 den BRS mit. Dies im Rahmen der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP). Bauer verantwortete die Zeitschrift *Menschheitskämpfer*, wie Alfred Klahr die kommunistische *Rote Fahne*, die das austrofaschistische Regime 1933 verbot. Ebenso den BRS und die SDAP. Bauer agierte

nun illegal für die *Revolutionären Sozialisten* und die *Auslandsvertretung der Österreichischen Sozialisten* (AVOES). Er kooperierte mit der *Religiös-sozialen Vereinigung* der Schweiz und publizierte in deren Zeitschrift *Neue Wege*, die auch die vorliegende Rezension etwas modifiziert abdruckte. 1938 half Redaktor Leonhard Ragaz der sechsköpfigen Familie Bauer über Zürich (1938) und Frankreich in die USA (1940) zu flüchten. Hier angekommen, verließ Bauer die AVOES. Er warf ihr vor, den individuellen Nutzen des kleinen Mannes zu kapitalisieren. Bis 1968 in einer sozialpolitischen Bibliothek tätig, konzentrierte sich Bauer nunmehr auf ethische Fragen.

Mit einem „Schrei an euer Gewissen“ beginnt der erste Band. So titelte Otto Bauer im Oktober 1926 ein Flugblatt. (Bd. 1, S. 8) Es markiert das Entstehen des BRS und bezichtigte „Vertreter des Christentums“, die Korruption und Börsenspekulation zu decken. Mit Ragaz kritisierte Bauer auch „christliche Kooperationen mit dem Nationalsozialismus“. Beide wollten indes „den tieferen Sinn der faschistischen Bewegung“ nicht verkennen. Sie attestierten ihr sogar – irritierend, „eine heilsame Reaktion“ zu sein, postulierten aber, der BRS müsse sich diesem irrigen Weg entschieden entgegenstellen. (MK, Dezember 1930, Bd. 1, S. 275)

Der erste Band erhellt weiter, wie Bauer zwischen Christlicher Soziallehre und Sozialismus vermittelte. 1931 deklarierte die päpstliche Sozialenzyklika „Quadragesimo anno“, ein guter Katholik könne nicht Sozialist sein. Bauer machte dann geltend, damit sei kein humaner Sozialismus gemeint. (MK, März 1932, Bd. 1, S. 416) Zudem erfordere Subsidiarität unabdingbar Solidarität. Das betonte auch Jesuitenpater Oswald von Nell-Breuning; allerdings im Sinne eines temperierten Kapitalismus. Bauer wollte den Kapitalismus jedoch überwinden. (MK, Jänner 1927, Bd. 1, S. 14) Zumal das profitorientierte Wirtschaften die menschliche Kultur zerstöre und zu Krieg führe. (MK, September 1931, Bd. 1, S. 357) Sozialistischer Pazifismus müsse hingegen Kriege ächten, konsequent abrüsten und alle Keimzellen militärischen Geistes beseitigen.

Was ein solidarisches Gemeinwesen jenseits von Kapitalismus kennzeichnet, skizziert das Berndorfer Programm des BRS (1930). Der zweite Band der Schriften Bauers beginnt damit und postuliert, Wirtschaft und Gesellschaft radikal zu demokratisieren, das Eigentum an Pro-

duktionsmitteln zu regulieren und Genossenschaften zu fördern. Hinzu kommen im zweiten Band bisher unveröffentlichte Aufzeichnungen, in denen Bauer seine Jahre im Untergrund erinnert, die Flucht ins Exil bilanziert und die gängige Abkehr vom humanen Sozialismus betrauert, dem er selbst verbunden blieb. Bauer präzisiert hier auch, wie Religion und Politik emanzipiert kooperieren und soziale Klassen ihre unvermeidbaren Konflikte möglichst gewaltfrei austragen könnten. Ebenfalls gut fundiert sind die vielfältigen editorischen Notizen.

Der „kleine“ Otto Bauer unterscheidet sich vom austromarxistischen Namensvetter, der 1918/19 als Außenminister der Republik für einen Anschluss an Deutschland plädierte, sich aber ebenfalls antifaschistisch engagierte und 1938 in Paris, auf der Flucht vor dem NS-Regime, einem Infarkt erlag. Tödlich endete auch die Flucht von Alfred Klahr. Während der religiöse Otto Bauer über die Schweiz und Frankreich in die USA migrierte, lieferte die Zürcher Polizei 1941 Klahr an das Vichy-Regime aus. Ins KZ Auschwitz überstellt, konnte er nach Warschau ausbrechen, wurde dort aber 1944 von einer SS-Streife erschossen. 1968er-Debatten würdigten ihn und die beiden Bauer. Aber bald interessierte die kapitalistische Kompatibilität wieder mehr denn die sozialistische Solidarität.

UELI MÄDER

Erhard Stackl: Hans Becker O5. Widerstand gegen Hitler. Wien: Czernin-Verlag 2022, 416 S., 28 Euro

Dem Verlagstext zufolge schildert der Journalist Erhard Stackl, „wie ein ursprünglich unpolitischer Weltreisender zum Propagandaleiter der austrofaschistischen *Vaterländischen Front* und schließlich zum Gründer der überparteilichen Widerstandsorganisation O5 wurde.“ Titel und Verlagswerbung trügen: das Buch bietet das nicht ganz, andererseits aber inhaltlich weit mehr, nämlich eine Tour de Force durch die österreichische Zeitgeschichte von der Monarchie bis in die zweite Nachkriegszeit des vorigen Jahrhunderts.

Der Text beginnt mit einem Knalleffekt: Am 16. Dezember 1948 sitzt der Diplomat Hans Becker in der österreichischen Gesandtschaft in Santiago de Chile an seinem Schreibtisch, als ein kleiner, wütender Mann mittleren Alters, staatenlos und ukrainischer Herkunft, sich vom Personal nicht daran hindern lässt, in die-

ses Büro einzudringen, den Diplomaten nach kurzem Wortwechsel mit zwei Schüssen tödlich trifft und sich dann selbst durch einen Schuss in die Schläfe richtet. Die Frau des Täters war als Kinderfrau bei den Beckers beschäftigt, und ihr Ehemann könnte die Eheprobleme in Zusammenhang mit Becker gebracht haben. Ungeachtet diesbezüglicher Spekulationen entschied man in Wien nach längeren Recherchen, den Unfall als Dienstunfall (d.h. nicht im Privatleben des Opfers wurzelnd) anzuerkennen, was sich für die 37-jährige Witwe und die beiden kleinen Töchter Beckers aufgrund zusätzlicher Rentenansprüche aus der Unfallversicherung als unmittelbar wohl existenzsichernd erwiesen hat. Eine Gedenkminute im Ministerrat sowie ein großes, von Kardinal Innitzer gelesenes Requiem im Stephansdom zwei Tage vor Weihnachten 1948 setzen den Schlusspunkt unter ein buntes und schillerndes Leben, das anschließend an dieses große Finale im Buch gleichsam als Rückblende erzählt wird.

Die Rückblende und der Exkurs gehören zum Lieblingsinstrumentarium des Autors, denn er wendet diese Technik auch in der Folge immer wieder an, etwa wenn sein Protagonist neue Wege beschreitet und der Autor das Bedürfnis hat, den Leser jeweils an dieser Stelle der Biographie mit der Geschichte der betreffenden Institution oder Person vertraut zu machen, die Beckers Weg gerade kreuzt. Diese Technik ist gewöhnungsbedürftig und unterbricht immer wieder den eigentlichen Erzählfaden. Dies dürfte damit zusammenhängen, dass das Material über das Leben Hans Beckers und auch die Quellenlage über die Widerstandsgruppe O5 eher dünn sind, sodass der Autor – so scheint es jedenfalls – jede Gelegenheit nutzt, um Leerräume in der Biographie mit zeitgeschichtlichen Darstellungen verschiedenster Art aufzufüllen. Solche Einschübe macht der Autor über das gesellschaftliche Leben in Pola, wobei das „Name-dropping“ von James Joyce über Franz Lehár und Baron Georg von Trapp, dem Vater der später zu Berühmtheit gelangten Familie, bis zu Miklós Horthy reicht. Stackl beleuchtet kurz die Frühgeschichte der Fliegerei im Allgemeinen und während des Ersten Weltkriegs im Besonderen, und bietet später auch einen Abriss der Geschichte der Indigenen im Gran Chaco in Südamerika, über die Geschichte der berühmten Schuhfirma Bata in Zlyn, die Geschichte des Hagenbundes u.v.a.m.

So bunt Beckers Leben war, so schillernd auch seine beamtenadelige Familie, in die er als eines von sieben Kindern hineingeboren wurde: Sein Großvater Moritz Ritter von Becker war ein Lehrer von Kronprinz Rudolf, sein Vater Alois Absolvent der Marineakademie im heutigen Rijeka und dann Schiffskapitän, als der er 1876 an einer britischen internationalen Polarexpedition zur Erkundung der „Nord-West-Passage“ als Vertreter Österreichs teilgenommen hatte, ehe er mit dem Kommando über die SMS Kaiserin Elisabeth betraut wurde. Die Mutter kam aus einer Familie, deren Unternehmen großmütterlicherseits Eisenbahnschienen für die ganze Monarchie produzierte, während der mütterliche Großvater Moritz Wickerhauser Professor für orientalische Sprachen an der Universität Wien war. Man wohnt zum Zeitpunkt der Geburt von Hans im istrischen Pola. In diesem Hotspot dreier Kulturen wuchs Hans standesgemäß auf und geriet in Vielem seinem Vater nach: Er malte und zeichnete mit Talent, er spielte mehrere Musikinstrumente, darunter auch Violine, und war technisch interessiert und sprachbegabt.

Der Zusammenbruch der Monarchie und der Verlust von Istrien änderten auch das Leben Hans Beckers, abgesehen vom für ihn offenbar schwerwiegenden Verlust des Adelstitels der Familie. Er bricht das schon früher begonnene rechtswissenschaftliche Studium ab und schreibt sich an der Technischen Hochschule im Vermessungswesen ein und besucht die Kunstgewerbeschule. Er wechselt häufig die daneben zwecks Bestreitung des Unterhalts eingegangenen Dienstverhältnisse und lernte seine spätere Frau Anne Lieser, eine Tänzerin, kennen, die 1920 an der Volksoper als Primaballerina debütierte. Er gestaltet Plakate, Buchumschläge und arbeitet auch als Übersetzer, ehe er, mit einem Empfehlungsschreiben an den Leiter des österreichischen Generalkonsulats in Buenos Aires ausgestattet, 1922 nach Argentinien geht, um von dort für Wiener Zeitungen zu berichten. Er findet eine Anstellung bei einem Unternehmen, das gerade dabei ist, die Andenbahn zu bauen. Dazu absolviert er eine Eignungsprüfung als Vermessungsingenieur, um zwei Jahre später (1924) zu einem Unternehmen mit Hauptsitz in New York und einer Zweigstelle in Paraguay zu wechseln. Sein neuer Arbeitsplatz in Paraguay führt ihn in den 800.000 km² großen Gran Chaco, auch grüne Hölle genannt. Er unternimmt weite Streifzüge durch

das wenig bekannte Land und sammelt Informationen über die Sitten und Gebräuche der Indigenen. Dieser Teil des Buches liest sich teilweise wie ein Expeditionsbericht.

1927 kommt die Wiener Verlobte Annie Lieser nach Buenos Aires, wo er sie heiratet und einige Zeit später nach Europa zurückkehrt. In Wien hält er u.a. volksbildnerische Vorträge und schreibt Zeitungsartikel über die Indigenen im Gran Chaco. Seine künstlerischen Aktivitäten führen zu seiner ersten Ausstellung von Gebrauchsgrafiken, Aquarellen und Ölbildern in der Zedlitzhalle in der Innenstadt und zu seiner Aufnahme in den Hagenbund. 1928 wird Becker Freimaurer in der „Loge Zukunft“. Sein weiteres Berufsleben führt ihn u.a. nach Zlyn zur Schuhfabrik Bata, die für damalige Verhältnisse bereits ein großer international tätiger Konzern war, um sich dann in der Werbebranche umzutun.

Daneben betätigt sich Becker journalistisch und nimmt schließlich eine Stelle als Propagandachef der Christlichsozialen Partei unter Dollfuß an. Als solcher wird er 1938 mit dem ersten Dachau-transport („Prominententransport“) ins KZ eingeliefert. Der Leser erfährt einen langen Exkurs über die Vor- und Nachgeschichte des Bürgerkriegs 1934 und – Exkurs im Exkurs – über Antisemitismus in der Republik, im Besonderen an den Universitäten, sowie über die Gründung des Lagers Wöllersdorf. Darf man Bekundungen Beckers Glauben schenken, dann hat er noch während seiner Tätigkeit in der *Vaterländischen Front* damit begonnen, für den Fall des Einmarsches Hitlers kleine Widerstandszellen zu organisieren, die zum Teil in die Struktur von O5 eingegangen sind, das sich seinerseits aber – wie man später im Buch erfährt – mehrheitlich aus versprengten KZ-Häftlingen, vorzugsweise der christlichsozialen Seite rekrutierte.

Becker lernt im KZ mit Viktor Matejka (dieser hält Becker für einen „Altmonarchisten“) und Ludwig Soswinski zwei (zum Teil spätere) Kommunisten näher kennen und schätzen. Der Autor schildert den schrecklichen Alltag in Dachau mit Foltermethoden, der Entstehung des Dachau-Liedes, das Schicksal von Jura Soyfer und der Theatergruppe von Matejka. Im Lager habe man den Aufbau des Widerstands besprochen; jeder aus dem KZ Entlassene sollte zum Kern einer Widerstandszelle werden – so das Konzept. Ende September 1939 wird Dachau vorübergehend geräumt, Becker gehört zu jenen, die nach Mauthausen verlegt

werden. Dort gelingt es Becker ins Baubüro versetzt zu werden, wo man einerseits weitere Baracken für das im Aufbau befindliche Lager Mauthausen andererseits für ein neues Lager in Gusen plant. Becker wird aus dem KZ entlassen, arbeitet jedoch weiter in der Planung als „Zivilarbeiter“ für das Lager, wohnt aber außerhalb, ehe er nach Wien zu Etta Donner zieht, einer Studienkollegin der Ethnologie und durch Zeitungsberichte und Radiosendungen inzwischen bekannte Afrikaforscherin, mit der er einen Briefwechsel aufgenommen und die ihn eingeladen hat.

Inzwischen war Beckers jüdischer Frau Annie mit dem gemeinsamen Sohn und ihrer Schwester die Emigration gelungen: die Schwester Helene schafft es in die Schweiz nach Genf zu ihrem Lehrer Ludwig von Mises, wo sie bis Kriegsende bleibt, Annie über Frankreich und England nach USA, wo ihre Freunde Lucie und Erich Wolfgang Korngold schon seit 1934 lebten. Annie sollte Hans Becker nicht mehr sehen, da sich dieser von ihr nach der Entlassung aus dem KZ 1941 unter Ausnutzung des NS-Eherechts scheiden lässt, um Etta Donner zu heiraten. Becker selbst kehrt in Wien zu seinen früheren Ambitionen zurück und wird mit der künstlerischen Ausgestaltung von drei Kirchen beauftragt. Er verfasste volkscundliche Länderberichte für eine Zeitschrift in Berlin über spanischsprachige Staaten in Südamerika und hatte Buchprojekte, die allerdings nicht verwirklicht wurden. Seine Frau arbeitete im Völkerkundemuseum, dessen 1938 aus dem Amt entfernter ehemaliger Direktor mit ihrer Hilfe und der „Gruppe Becker O5“ im Museum an der Rettung von geraubten Kunstschatzen mitgewirkt haben soll.

Der Autor bettet die Tätigkeit der O5 in einen Abriss einerseits der Geschichte des deutschen NS-Widerstands von der Weißen Rose, über die Männer des 20. Juli 1944 bis zur Roten Kapelle und andererseits jener des österreichischen Widerstands ein, insbesondere wird der politische Wettstreit zwischen der eher christlichsozial angehauchten O5 und des überwiegend KPÖ-geführten sonstigen Widerstands nicht ausgespart. Über „Beckers buntscheckige Gruppe“ gibt es eine kurze handschriftliche Namensliste, darüber hinaus aber mehr Spekulationen und Gerüchte als handfeste Quellen. Einer der Teilnehmer an dieser Gruppe war Raoul Bumballa, eine schillernde Figur, der viereinhalb Jahre im KZ Dachau verbracht hatte, und des-

sen Biographie als Mitgründer der ÖVP und Unterstaatssekretär im Innenministerium (und Aufpasser für den Kommunisten Franz Honner) der ersten provisorischen Staatsregierung geschildert wird.

Die konspirative Tätigkeit führt zur neuerlichen Verhaftung von Becker im Februar und seine Einlieferung ins KZ Mauthausen am 1. April 1945, wo er mit Hilfe kommunistischer Häftlingsfunktionäre mit falscher Identität eines verstorbenen Franzosen überlebt. Nach der Befreiung versucht sich Becker zunächst auf dem politischen Parkett, insbesondere bei der Wiederbelebung der O5 zum Zweck der Befreiung Österreichs von den Besatzungsmächten durch den Widerstandskämpfer Carl Szokoll, stieß jedoch – wie allgemein die Widerstandsbewegung oder andere Opfervertreter – bei der Regierung auf geringen Widerhall. Dies gibt dem Autor Gelegenheit unter dem Aspekt „entlarvter Mythen“ zu einem weiteren Exkurs über die Umstände der Befreiung Innsbrucks unter Einbeziehung der Brüder Molden auszuholen.

Becker tritt als Zeuge im Hochverratsprozess gegen den früheren Außenminister Guido Schmidt auf, der freigesprochen wird, und er kümmert sich über Ersuchen von Alma Mahler (einer Freundin seiner geschiedenen Frau) um ein Ehrengrab für den in USA verstorbenen Franz Werfel. Ein Parteifreund aus der Zeit des Austrofascismus setzt sich schließlich bei Bundeskanzler Figl für Becker ein und verschafft ihm aufgrund seiner Kenntnis der Sprache und seiner früheren Erfahrungen eine (wie sich zeigte schicksalshafte) Anstellung als Vertragsbediensteter im Auswärtigen Dienst, die Becker zuerst nach Rio de Janeiro und danach nach Buenos Aires führt. 1948 übersiedelt Becker als Legationsrat und Geschäftsträger nach Chile, wo das eingangs erwähnte Drama am 16. Dezember 1948 seinem Leben ein jähes Ende setzte. Seine Frau kehrte mit den Kindern nach Wien und in ihre Beschäftigung im Völkerkundemuseum zurück, deren Direktorin sie 1955 bis 1975 werden sollte.

Am Ende ist man nicht ganz sicher, welche Art von Buch man gelesen hat: eine Anthologie über Figuren aus Kunst, Politik und Wirtschaft der Zwanziger- bis Fünfzigerjahre des letzten Jahrhunderts? Einen zeitgeschichtlichen Abriss von der Monarchie bis in die Nachkriegszeit? Eine kurze Geschichte des österreichischen Widerstands? Der Lebensfaden Hans Beckers zieht sich auf 416 Seiten allzu dünn durch die Fülle

Mitteilungen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Herausgeber und Medieninhaber:

ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Präsident: Walther Leeb

Redaktion und Grafik: Manfred Mugrauer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Sonja Frank, Sabine Fuchs, Peter Goller, Alexander Hartl, Michael Hollogschwandtner, Stefan Kraus, Ueli Mäder, Mario Memoli, Manfred Mugrauer, Rudolf Müller, Florian Schwanninger, Karl Wimmeler

Adresse: Drechslergasse 42, 1140 Wien

Telefon: (+43-1) 982 10 86

E-Mail: klahr.gesellschaft@aon.at

www.klahrgesellschaft.at

Vertragsnummer: GZ 02 Z 030346 S

Österreichische Post AG

Sponsoring-Post

P.b.b., Verlagspostamt 1140 Wien

AKG-Spendenkonto

IBAN: AT66 6000 0000 9202 3930

von Personen, Fakten und Exkursen, die uns Stackl präsentiert. Der Text erschöpft sich mitunter in einer sehr dichten Aneinanderreihung von Sekundärquellen, aus denen das meiste für den Text zusammengetragen wird. Dass erwartbare Überschneidungen und Wiederholungen im Text nicht bereinigt wurden, spricht gegen diese Methode und gegen das Lektorat. Zusammen ergibt dies eine streckenweise dennoch interessante Kompilation nach der Art eines *Readers Digest*, mehr aber nicht. Hans Becker, der Künstler und Kirchenmaler, autodidaktischer Volkskundler und Abenteuerreisender, Propagandist des Austrofascismus, Opfer des Nationalsozialismus, Organisator des Widerstands der O5, Glücksritter und Diplomat, bleibt vor diesem geballten Vordergrund doch vergleichsweise blass. Wer historische Anthologien liebt, wird das Buch gerne lesen. Es ist teilweise auch spannend geschrieben.

RUDOLF MÜLLER